

Nikolaus Lenau

Sämtliche Werke in zwei Bänden

Mit Einleitung von
H. Loebner

—
Erster Band
—

Berlin=Leipzig

Verlag von Th. Knauer Nachf.

Lenaus Leben und Werke.

Am 9. August 1831 trat in das Zimmer Gustav Schwabs, des Vertrauensmannes der schwäbischen Dichter, des einflußreichen, mit Cotta in wirksamen Beziehungen stehenden Redakteurs des 'Morgenblattes', ein neunundzwanzigjähriger junger Mann, etwas untersezt, von 'distinguiertem' Aussehen, um sich nach dem Schicksal eines von ihm eingesandten Manuskriptes einer Gedichtsammlung zu erkundigen und zugleich mit der lebendigen deutschen Dichtung an einem ihrer Mittelpunkte Fühlung zu gewinnen. Es war der Deutsch-Ungar Niembösch Eöbler von Strehlenau, als Dichter bereits in seiner engeren Heimat aufgetreten unter dem Namen, der ihn berühmt machen sollte: Nikolaus Lenau.

Gustav Schwab war in der für einen vielumworbeneu Redakteur nicht häufig sich bietenden Lage, das starke Talent in den vorgelegten Gedichten rühmend anzuerkennen und die Zusicherung zu geben, daß Cotta den Verlag übernehmen werde. In der That wurde der Verlagskontrakt schon nach drei Wochen abgeschlossen; die Gedichte erschienen freilich erst 1832, da sich die Herstellung des Manuskriptes für den Druck verzögerte. Mit dieser Sammlung trat eine neue lyrische Individualität von starker persönlicher Wirkung in die Öffentlichkeit.

Klänge aus der vorgottheschen Zeit schienen, durch schmerzliche Erlebnisse des Sängers eigentümlich abgetönt, in diesen Liedern wieder anzuklingen, als wenn Ludwig Höltys 'Kleine Harfe im Abendrot' in Traumes Weise tönte; Matthiassons elegische Weisen schienen leise nachzuzittern in den schwermütigen Melodien, in denen die Klage um das Schwinden aller Höhemomente des Daseins sich ausweinte: wer aber genauer hinhörchte, vernahm den eigenen Herzschlag des Dichters, der sich seinen eigenen Rhythmus, seine eigene Melodie zu bilden suchte und bereits über eine individuelle Modulation gebot. Denn diese Gedichte waren durch ein intimstes Zusammenklingen von Herz und Natur gekennzeichnet, in welchem der Schmerz um Verlorenes oder nie zu Erringendes

die bestimmende Terz bildete. Sie waren zugleich im Fluß der Verse so charakteristisch melodios — in den gelungensten Stücken wenigstens, — daß sie Vergleiche mit Bekanntem abzulehnen schienen, und sie boten stofflich eine Erweiterung dadurch, daß sie die Natur nicht in ihren allgemeinen, jedem nahe liegenden Motiven verwerteten, sondern sich überall an scharf und bestimmt geschaute Einzelheiten — womit die dichterische Beseelung überhaupt erst beginnt — anlehnten, realistische Bilder gaben und ihre Nahrung vielfach aus einem Naturmilieu empfangen, das völlig mit dem Reiz der Neuheit wirken mußte: aus der melancholischen, monotonen und doch im kleinen so mannigfaltig eigenlebigen magyrischen Steppe. Und aus dieser intim empfundenen Natur heraus schienen die auffallenden, immer neuen, die Fantasie zum Nachschaffen zwingenden, die dichterische Ausdrucksweise förmlich durchsetzenden Bilder und Gleichnisse wie von selbst hervorgewachsen.

Der Dichter selbst aber wurde in kürzester Zeit auch der persönliche Freund derer, die sein Talent zuerst erkannt und ihn in die deutsche Literatur eingeführt hatten: Schwab, Uhland, Kerner, der Naturdichter Karl Mayer und Gustav Pfizer nahmen ihn in die Mitte; und man kann sagen, die idyllischen Elemente, die wenigstens als Sehnsucht trotz aller Schwermut in seinem Wesen vorhanden waren, wurden durch sie eine Zeitlang aus ihm herausgelebt: sodaß Lenau mit einer Reihe seiner neuen Gedichte tatsächlich in die schwäbische Richtung einlenkte und mit der schönsten dieser Gruppe in Uhlandnähe geriet. Wäre es ihnen gelungen, ihm auch das Idyll im Leben zu bereiten und zu erhalten, wozu verheißungsreiche Anzeichen vorhanden waren: wer will sagen, ob der Dämon, der Lenaus Leben vernichtete, nicht doch wäre bezwungen worden? Aber die Schatten der Vergangenheit waren stärker als der gute Wille zum neuen Leben.

Nikolaus Lenau hatte, als er in den Kreis der Schwaben eintrat, ein an Unrast und Unerquicklichkeiten, an Augenblicken vermeintlichen Glücks und tief gefühlten Glends reiches Leben hinter sich.

Am 13. August 1802 war er zu Esatád im Banat, einem Flecken in der Nähe von Temesvar in Ungarn geboren. Wie sein Name 'Niembisch' 'deutsch' bedeutet, so ist auch seine Abstammung deutsch. Und wenn auch in jener Zeit seines aufsteigenden Ruhmes von den schwäbischen Freunden und in den schöngeistig angeregten Kreisen der Reiz seiner Erscheinung auf halb slavische, halb magyrische Blutmischung zurückgeführt und

hierin sicher ein Moment des 'Interessanten' empfunden wurde, das ihm eine gewisse Pose aufnötigte: so hat er sich doch selbst als deutschen Dichter empfunden und das ausdrücklich betont. Im übrigen weist die väterliche Familienüberlieferung nach Schlessen: die Niembische sind schon im 16. Jahrhundert in Strehlen ansässig, und bei der 1820 erfolgten Erneuerung des Adels erhielt der Großvater des Dichters das Prädikat 'Edler von Strehlenau'. Die beiden letzten Silben wählte der Dichter als Pseudonym, im Leben wurde er Niembisch genannt. Die Mutter hieß Therese Maigraber. Lenau stammt demnach von deutschen Eltern.

Deren Mitgabe für sein Leben freilich kann man als verhängnisvoll bezeichnen. Der Vater, ursprünglich Offizier, wüst, haltlos, ein Hasardspieler und zugleich stark sinnlich, hatte seinen Abschied nehmen müssen, um Therese Maigraber, ein schönes, leidenschaftliches Mädchen aus einer wohlhabenden Ofener Bürgerfamilie heiraten zu können. Sie trug bereits ein Kind von ihm unter dem Herzen und hatte ihrer Mutter die Einwilligung zu dieser Ehe nur durch die Drohung abgetrotzt: sie würde sich das Leben nehmen, wenn sie Mutter würde, ohne Gattin zu sein.

Die Ehe war nicht glücklich. Der Gatte, an Arbeit nicht gewöhnt, vermochte in seiner untergeordneten Beamtenstellung kaum auskömmlich für die Seinen zu sorgen. Er setzte sein unregelmäßiges Leben fort, verzehrte und verspielte, was er besaß und auch nicht besaß und vernachlässigte die Frau, die ihm ihr Leben hingegeben: es wird berichtet, daß sie einmal Zeugin seiner Untreue wurde. Als sie der Geburt ihres zweiten Kindes, unseres Dichters, entgegenbangte*), ereignete sich ein Vorfall, der erzählt werden muß, um deutlicher zu machen, welcher Stern des Unglücks von Anfang über Lenaus Schicksal geschienen. Das älteste Kind, Magdalena, war schwer erkrankt und dem Tode nahe. Der Vater reitet nach Temesvar zum Arzt, weil die Kunst der im Orte ansässigen Ärzte am Ende ist. Die Mutter wartet Stunde um Stunde und lauscht mit Todesangst auf die immer schwächer werdenden Atemzüge des Kindes. Das Kind stirbt. Endlich wird es im Hause lebendig: es erscheinen zwei fremde Männer und überreichen der entsetzten Frau eine Schuldverschreibung ihres Mannes über 17000 Gulden Spielschulden, die er in der Nacht kontrahiert hatte.

An den Vater knüpften Lenau nur unfreundliche Erinnerungen;

*) Oder nach der Geburt, die Zeit ist nicht ganz genau zu bestimmen.

er hat ihm das Verhalten gegen die Mutter nie verziehen. Der unstete Zug des Wesens wurde freilich sein Erbteil vom Vater, eine gewisse Unfähigkeit, die Kräfte seines Wesens auf einen Punkt zu sammeln und dauernd darauf zu richten.

Als Genau fünf Jahre alt war, starb der Vater (1807), erst 29 Jahre alt, ein Opfer seines wüsten Lebens. So wurde der Knabe wenigstens davor bewahrt, mit erwachendem Bewußtsein das Unglück seiner Mutter mit anzuschauen.

Diese klammerte sich nun mit ganzer Leidenschaft an ihren Nisi. Das gutgemeinte Anerbieten der wohlhabenden Eltern ihres Mannes, die Kinder, vor allem den Knaben, zu ihnen nach Brünn zur Erziehung zu geben, schlug sie tapfer aus, sie setzte auch den Versuchen, auf dem Rechtswege die Herausgabe der Kinder zu erzwingen, ein hartnäckiges und erfolgreiches Nein entgegen und blieb unter kümmerlichen Verhältnissen in Ofen zurück, die sich auch nicht wesentlich besserten, als sie zur zweiten Vermählung dem Arzte Dr. Vogel die Hand reichte.

Trost fand sie in der Religion und weckte auch in dem Knaben das religiöse Empfinden. Genau ist früh durch eine schwärmerische katholisch-religiöse Stimmung hindurchgegangen, die, weil mit dem Andenken an die Mutter verbunden, auch dann noch in ihm nachwirkte, als er längst auf einem anderen Boden stand. Denn auch der Zweifel sollte ihm bald nahe treten und seinem zum Grübeln gereizten Geist Unruhe schaffen. Es wird uns erzählt, daß zur Zeit seines Aufenthaltes am Piaristengymnasium in Pest, ein ganz im Voltaireschen Gedankenkreise lebender Oheim den Knaben zuweilen des Nachts mit dem Ausruf geweckt habe: 'Es gibt doch keinen Gott'.

1816 siedelte die Mutter mit den Kindern nach Tokai über. Hier tat dem Knaben die Natur seiner ungarischen Heimat ihren ganzen Zauber auf, hier empfing er die Eindrücke, die in seinen späteren Gedichten ein neues Iyrisches Element zur Erscheinung brachten. 1817 finden wir die Mutter wieder in Pest. An der 'Generalwiese' bezog sie ein bescheidenes Häuschen auf einem früheren Friedhof: und diese Kirchhofwohnung machte dem Jüngling den Gedanken an den Tod vertraut. Anfangs vielleicht ein träumerisches Spiel, wird dieser Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen und Menschlichen schließlich ein Schatten, der sein ganzes Leben dunkler und dunkler überdeckt, bis er darin verfinstert. —

1818 mußte sich Frau Therese doch entschließen, ihren Sohn den Großeltern nach Stockerau bei Wien zu geben. Es waren

gute, freilich etwas förmliche Menschen, ihr Hauswesen nach altväterisch gemessenem Stil zugeschnitten, und Genau fühlte sich bei ihnen nie heimlich. Von 1819 ab besuchte er zu Wien philosophische Vorlesungen, auch als Student wie früher als Gymnasiast fleißig und strebsam, wie die mancherlei Prüfungen auswiesen, aber nicht geneigt sich auf ein Brotstudium festzulegen oder gar festlegen zu lassen. Es ist die Zeit, in der er sich seiner poetischen Anlage bewußt wurde. Vielleicht hat ihn Anton Schurz, sein späterer Schwager und Biograph, den er im Hause der Großeltern kennen lernte, zur Dichtung geführt. 1821 schrieb er an seine Mutter: 'Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebracht.' Auch die Liebe mochte von stetigem Studium ablenken: ein schönes Hausfräulein in seiner ersten Pension setzte sein leicht entzündliches Herz in Flammen. Durch den Wechsel der Pension wurde hier zunächst ernstere Verwicklungen vorgebeugt, und der junge Student schlug in sich und glaubte sich nun gefeit gegen neue Erfahrungen. Kostbar klingen die Worte aus der Feder des Achtzehnjährigen an seine Mutter: 'Die Wellen des weiblichen Umgangs brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen: es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in dem sicheren Hafen der Geistesüberlegenheit.'

Durch einen heftigen Auftritt im großelterlichen Hause wurde die stille Studienzeit jäh unterbrochen. Schon war eine Bestimmung im Gange, weil Genau, um in der Nähe seiner Mutter zu sein, in Preßburg das in zwei Jahren zu absolvierende ungarische Recht studieren wollte; die Großeltern wünschten jedoch sein Verbleiben in Wien zum Studium des deutschen Rechts, der Anstellungsfähigkeit in Oesterreich wegen. Da verletzte er eines Tages die Etikette des Hauses in gröblichster Weise. Vom Vogelzug mit reicher Beute heimkehrend, stürzt er fröhlich und lärmend ins Zimmer, die Großmutter erhebt sich empört vom Sofa: 'Aber gerade wie ein echter Bauer!' Der Wortwechsel endet schließlich in dem empörten Ausruf des Jünglings: 'Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten zu sein.' Damit stürzt er fort, rafft seine Habseligkeiten zusammen und fährt nach Wien, und ohne hier auf das Zureden von Schwester und Schwager zu hören, von da nach Preßburg zur Mutter.

Er hat schließlich die Versöhnung selbst nachgesucht und ist ins Haus der Großeltern zurückgekehrt. Bald darauf starb der

Großvater. Lenau wollte nun Philosophie studieren, um später eine Professur zu erhalten. Die Großmutter, die sowohl ihren schwankenden Enkel als die geringen Ausichten, in Oesterreich als Philosoph zu eigener Befriedigung wirken zu können, richtig abschätzte, riet ab. Das Ergebnis war ein abermaliges Umwerfen des Studiums: Lenau ging nach Ungarisch-Altenburg, um dort Landwirtschaft zu studieren wie sein Freund Kleyle. Die Mutter zog in die Nähe, der Gatte mußte wieder mit und nach neuer Praxis sich umtun; dasselbe Schauspiel wiederholte sich, als Lenau, unbefriedigt von dem neuen Studium, nach Wien zum Studium der Philosophie zurückkehrte, das er 1824 abermals mit dem deutschen Recht, 1826 für einige Zeit mit der Medizin vertauschte: damit absolvierte er einen Teil der Erfahrungen, aus denen ihm später sein Faust erwuchs. Nur müssen wir rückschauend sagen: hier ist wohl nicht titanißches Ringen mit dem spröden Stoff der Welt, sondern mehr noch eine nervöse Unruhe, die sich im Wechsel zu überwinden sucht.

Diese Unruhe wird noch vermehrt durch eine peinliche Herzens-erfahrung, welche dem Dichter nach jahrelangem Hinziehen eines unwürdigen Verhältnisses das Gefühl hinterließ, sich mit einem unauslöschlichen Makel besleckt zu haben. Seit 1823 stand Lenau in einem intimen Verhältnis zu Adalberta Hauer, der Tochter einer Haushälterin, einem hübschen aber trägen und gewissenlosen Mädchen, das auch anderen seine Gunst schenkte. Ein 1826 geborenes Töchterchen glaubte er anfangs als sein Kind betrachten zu müssen, bis er von der Untreue des Mädchens überzeugt war. Erst 1828 kam es zum endgültigen Bruch. Diese Erfahrung, bei der sein eigenes Gewissen ihn keineswegs von Schuld freisprechen konnte, undüsterte sein Gemüt; seine Eitelkeit hat sich das nie verzeihen können, und die unglückliche Zusammensetzung seines inneren Menschen hat ihm, von dieser Erfahrung her, für sein ganzes Leben die Erfassung eines reinen Glückes unmöglich gemacht, so sehr seine Sehnsucht nach dem reinen Glück von Weib und Kind verlangte.

In diesen Kämpfen stand ihm die Mutter treu zur Seite, verstehend, aber zu schwach, seinem Willen eine entschiedene Richtung zu geben. Ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit hat er mit Hingabe erwidert, wovon seine Dichtungen rührendes Zeugnis ablegen, aber ihr Einfluß hat ihm unmöglich gemacht, sich am Widerstand des Lebens zum Charakter zu entwickeln. Nach langer Krankheit starb die Mutter 1829.

Mensch, du flich mit deinem Schmerz
 An die heimatlichste Stelle,
 An des Trostes reinste Quelle,
 Flüchte an das Mutterherz!
 Doch die Mütter sterben bald;
 Hat man dir begraben deine,
 Flüchte in den tiefsten Wald
 Mit dem wunden Reh — und weine!

Der immer hinausgeschobene Abschluß der Studien wurde durch den 1830 erfolgten Tod der Großmutter auf unbestimmte Zeit vertagt. Von dem hinterlassenen Vermögen fielen 10000 Gulden an den Enkel, deren Zinsen ein Brodstudium überflüssig machen sollten. So konnte die Dichtkunst Lebenszweck werden. Anregung bot der Umgang mit Männern der Literatur wie Seidl, Bauernfeld, Anastasius Grün, Hermannsthal, deren Sammelpunkt in Neuners 'silbernem Kaffeehause' sich befand. Die Zahl der Gedichte wuchs und wuchs, A. Grün vermittelte die Veröffentlichung des allegorischen Traums: 'Glauben, Wissen, Handeln', welches unter dem hier zum ersten Male erscheinenden Namen Nicolaus Lenau in die Welt ging. Der Gedanke einer Gedichtsammlung lag nahe, und eine Veröffentlichung schien sogar aus finanziellen Gründen wünschenswert — der Dichter hatte mit seinem bisherigen Geld unglücklich spekuliert. — Freilich, die drückenden Verhältnisse des Metternich'schen Polizeistaates boten wenig Aussicht für die Ausfahrt des jungen Dichters, dessen Grundrichtung der Zweifel war: und so entschloß sich Lenau, seine Gedichte nach Stuttgart an Schwab zu senden, und selber aus der Stidluft Osterreichs heraus zu flüchten. Er wollte in Heidelberg und Würzburg seine medizinischen Studien vollenden und sich den Doktorgrad erwerben. Am 9. August 1831 traf er, wie oben erzählt bei Schwab in Stuttgart ein.

Es waren glückliche Wochen, die er bei den neugewonnenen Freunden zunächst verleben durfte. In Schwabs glücklicher und befriedeter Häuslichkeit fand er eine zweite Heimat und Ruhe, so konnte es scheinen, vor den unwillkommenen Schatten der Vergangenheit. Diese gaben ihm höchstens in der neuen Umgebung einen Reiz des Interessanten, der zur modischen Dichtermaske, namentlich für das Frauenauge, passen mochte. Der Adel und das vergrößerte Gerücht von seinem Vermögen erhöhten die Aufmerksamkeit, und so lag die Gefahr eines Kultus mit der Person des Dichters nahe, wie er nun tatsächlich von Frauen geübt wurde. Früh von der Mutter verhätschelt, ja verzogen, von

der Lieblingschwester Therese aufs innigste verehrt, gewöhnte sich der zur Eitelkeit neigende Dichter an diesen Kultus bald und konnte ihn schließlich nicht mehr missen. Doch haben ihm die besten unter den schwäbischen Männern ebenfalls ihre Freundschaft entgegengebracht und gehalten bis in die Tage seines Unglücks.

Seine äußere Erscheinung schildert sein Schwager Schwarz folgendermaßen: 'Eher klein als groß, aber stämmig, um die Schultern breit, von vortrefflicher Zunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen, dazu voll Mut und Berwegenheit und ein gewaltiger Heros des Wortes — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen sanftgeschwungenen Nase gern sich stark fallend, die Brauen wie bei Vieldeknern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen wie bei Slaven etwas hervorragend, wie denn Lenaus Gesicht an einen edlen Serben mahnte; und die unaufgeworfenen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehakt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tief Sinn und Schwermut — welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend, auf gebogenen Knien sich schwingend, in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Äußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft: so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog.'

Es schien einen Augenblick, als sollte der Dichter in Schwaben den Frieden für sein Herz finden. Frau Schwabs Nichte, Lotte Gmelin, machte einen tiefen Eindruck auf den für Musik bis zur Nervosität empfänglichen Lenau. Ihr Klavierspiel, ihr seelenvoller Vortrag von Beethovens *Melanie* bezaubern den Dichter, dem die Neigung des Mädchens entgegenzukommen scheint. Ein reines Glück, zum ersten Male in seinem widerspruchsvollen Leben, scheint ihm aufgehen zu wollen, die Freunde wollen den Weg dazu ebnen, er selbst will sich die Bedingungen schaffen, auf denen einmal der Neubau seines Lebens aufgeführt werden kann, und geht zum Studienabschluß nach Heidelberg — um schon nach wenigen Tagen dort den Verzicht auf dieses Glück als eine Notwendigkeit für sich zu erkennen.

Leider haben Schwab und seine Gattin in ihrer ehrenfesten

altväterischen Art nicht das nötige Geschick in der Behandlung dieser Angelegenheit gezeigt, deren psychologische Voraussetzungen ihrem Erfahrungs- und Empfindungskreise fernlagen. Sie entzogen ihm den Anblick der Geliebten, von deren Neigung er somit auch nicht die Gelegenheit hatte sich zu überzeugen. Wohl haben wir von diesen schmerzlichen Erfahrungen des Dichters die herrlichen 'Schilflieder' geerntet, wohl gewann seine Lyrik in dieser Zeit an Tiefe und Melodie und rang sich zu einer abgetönten Resignation durch: aber was er an Kunst gewann, verlor er an Lebensenergie, und das Studium Spinozas, in dem einst der junge Goethe die Alleinheit von Welt, Gott und Seele erlebt hatte, brachte Lenau an den Rand der Verzweiflung.

Es mutet uns Rückschauende wie ein neues Symptom seines Krankheitsprozesses an, wenn der Dichter in allen diesen inneren und äußeren Krisen den Entschluß faßt und mit leidenschaftlicher Hast betreibt: in Amerika ein neues Leben anzufangen. Die große Natur der neuen Welt, die Unberührtheit der gewaltigen Urwälder schien ein Neuland der Phantasie, ein Jungbrunnen des Gemüths. Welche Fülle neuer Bilder für sein an die Natur gewiesenes Talent! Vielleicht auch die Möglichkeit, dem ins Unbestimmte schweifendem Kraftgefühl eine freie Betätigung zu geben als Kulturpionier. Vocation genug für den Dichter, der weder die Hindernisse außer ihm noch die in seiner eigenen Natur recht überfah. An sich war der Gedanke zeitgemäß. Siedelte doch Goethe in den Wanderjahren (1829) einen Teil der Wanderer in der neuen Welt an, hier ihr Ideal gemeinsamer nützlicher Tätigkeit auf freiester Grundlage individueller Begabung zu verwirklichen. Auch die politischen Verhältnisse nach der Julirevolution erklären das Verlangen, ein Land der Freiheit aufzusuchen, in dem man von Zensur und Absolutismus nichts weiß und das Volk sich selbst regiert.

Am 27. Oktober 1832 fuhr das Auswandererschiff von Amsterdam ab, der Dichter 'unter den 253 Passagieren vielleicht der einzige Gebildete'. Die Reise auf dem nicht gerade besonders seetüchtigen Ostindienfahrer verlief nicht sonderlich angenehm, doch trug die stille Zwiesprache mit dem alten Vater Oceanos manche poetische Frucht. Die neue Welt, am 11. Oktober in Baltimore betreten, enttäuschte zunächst durch Charakter und Lebensauffassung ihrer Bewohner. Lenau kaufte 400 Morgen Kongreßland in Crawford County, unweit der jetzigen Stadt Bucyrus in Pennsylvanien. Die amtlichen Dokumente ließen lange auf sich warten, und in der Zwischenzeit hatte Lenau Gelegenheit

Natur und Menschen genauer kennen zu lernen unter schwäbischen Anfielern in Economy (bei Pittsburg). Aber er war müßig und einsam, die gewaltige Natur erhob ihn nicht, sondern drückte ihn nieder. Im Urwald erblickt er ein Grab des Lebendigen, Jugend- und Heimerinnerungen (der Postillon ist in Amerika entstanden) bedrängen den Einsamen, und als er endlich sein Eigentum mitten im Winter nach abenteuerlicher langer Schlittenreise erreicht, fehlt ihm Kenntniß und Neigung, sich durch Bewirtschaftung wirklich zum Herren zu machen. Krankheit kommt hinzu, die Farm wird verpachtet an schwäbische Landsleute, die sich später als unsichere Zahler herausstellten, er hat schließlich nur noch den einen Wunsch, den Niagara rauschen zu hören und dann der neuen Welt Lebewohl zu sagen. Auch seine Wogen singen ihm nur das Lied von der Vergänglichkeit.

Ende Juni 1833 betritt er in Bremen wieder den Boden der deutschen Heimat, reicher vielleicht an Schätzen der Phantasie, die seinen Gedichten zugute kamen und auch noch im Faust und später ausgemünzt werden, reicher aber auch um eine große Enttäuschung.

Dem Heimgekehrten schallte sein durch die Gedichte inzwischen errungener Dichterruhm als Willkommensgruß entgegen. In Stuttgart fand er im Hause des Hofrats Reinbeck die freundlichste Aufnahme und an dessen Gattin Emilie die treueste Freundin bis an seine Lebenswende zur Katastrophe. Auf seiner ersten Reise nach Wien lernte er dann die Frau näher kennen, die sein schmerzliches Glück und sein Verhängnis werden sollte: Sophie Löwenthal, die Schwester seines Freundes Meyle und Gattin Max Löwenthals, der später zu hoher amtlicher Stellung aufstieg.

Von nun an bewegt sich sein Leben fast nur im Wechsel des Aufenthaltes zwischen Stuttgart und Wien, und was wir Genaueres darüber wissen, ist in seinen Briefen an diese beiden Frauen niedergelegt. Die Neigung zu Sophie wuchs zur Leidenschaft, deren Lösungswort Entsagung sein mußte, und so senkte sich ein neuer tiefer Schatten auf Leben und Gemüt des zum Unglück prädestinierten Dichters. Wohl umgaben die schwäbischen Freunde ihn mit alter Liebe, wohl versuchte der geisteskundige Justinus Kerner den widerspenstigen Dämon des Dichters zu bannen; aber was ihn innerlich drückte, konnten sie ihm nicht von der Seele nehmen, und auch Sophie konnte und — wollte ihn nicht freilassen. 'Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre habe ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des

Menschenglücks, sehe ich wohl, sind unerreichbar.' So hat Lenau selbst bekannt.

Was Wunder, wenn der alte Dämon der Zweifelsucht ihn mit voller Gewalt packte, und wenn die Gabe der Poesie, anstatt ihn wie den glücklicheren Goethe, zu befreien, ihm sein eigenes zerrissenes Innere nur immer furchtbarer enthüllte. Sie zwang ihn, den Zwiespalt bis zur nacktesten Bloßlegung auszuleben, aber sie zeigte ihm keine Versöhnung, keine höhere Einheit. Darum gelangte er auch in den nun entstehenden größeren Dichtungen nicht zur künstlerischen Vollendung. Er variiert seinen Schmerz in tausend Wendungen, sein Suchen und Nichtfinden (im Faust), er zwingt sich vorübergehend — durch Sophie und den dänischen Bischof Martensen bestimmt — in den Bannkreis des verlorenen Christenglaubens zurück und gelangt trotzdem nicht zu einem überzeugenden, innerlich zusammenklingenden Kunstwerk (im Savonarola), er macht schließlich den Zweifel selbst zum Helden eines großen geschichtlich-philosophischen, halb visionären in einzelnen Partien geradezu grandiosen Gedichtes (in den Abtgen fern): es sind Abdrücke seines zwiespältigen Innern, psychologische Selbstschilderungen, Kunstwerke im höchsten Sinne sind es nicht, trotz hinreißender, nur ihm eigentümlicher Schönheiten im einzelnen. Und er selbst hat das gefühlt, wenn er, die Wirkung seines 'Faust' in Schwaben abschätzend, sagt: 'Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effekt. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch'.

Die Zeitgenossen haben ähnlich geurteilt. Theodor Mundt schreibt 1842: 'Nicolaus Lenau begann bedeutender, als er endigen zu wollen scheint. Die düsteren und melancholischen Naturanschauungen in seinen früheren Gedichten haben oft eine erhabene dichterische Kraft. An größeren Produktionen, namentlich seinem Savonarola und Faust, ist er bis jetzt gescheitert.'

1836 erschien Lenaus Faust, schon 1833 begonnen mit bewußtem Hinweis darauf, daß der Fauststoff ja nicht Goethes Monopol sei. Goethe hatte in seinem, nach des Dichters Tode 1832 veröffentlichten zweiten Teil Faust um des Strebens willen gerettet und so die Formel ausgesprochen, die vielleicht auch Lenaus Leben zum Positiven gewendet hätte, wäre es ihm möglich gewesen, von seinem Ich loszukommen und auf die Welt tätig zu wirken. Lenaus Faust ist von Anfang an zum Untergang aus-ersehen. Er ringt nach Wahrheit, er will dem Leben auf den Grund dringen und vertieft sich in das Studium der Natur und des Menschen — wie der Dichter, der durch alle Fakultäten ge-

laufen und sich am längsten um die Medizin gemüht hatte. Aber der Zweifel ist stärker als die Forscherfreude, und die Energie zur Entscheidung fehlt. Diese Persönlichkeit hat, kann man sagen, kein Zentrum, auf das sich ihre Strebungen beziehen, sie ist zentrifugal organisiert, trotzdem sie nur sich selber sucht.

Da wird dem Teufel leicht ihn zu verführen, daß er 'kühn zur Wahrheit dringe durch die Schuld'. Er verschreibt sich ihm und muß Gott absagen. 'Beglücken kann mich nur ein Wissen, das mein ist und von seinem (Gottes) losgerissen. Ich will mich immer als mich selber fühlen.' Doch nun soll Faust erst das Leben kosten: 'hast noch die Weiber nicht geschmeckt, noch keinen Feind ins Blut gestreut', in Liebe und Haß also soll er das Leben bis auf die Reize ausschöpfen.

Noch einmal, ehe er dem Bösen ganz verfällt, zeigt ihm ein Jugendfreund ein reinstes Erdenglück als Ziel des Strebens, wie Genau sich oft leidenschaftlich nach dem Glück von Weib und Kind gesehnt hatte. Es ist zu spät. 'Mir taugt kein Weib voll Lieb und Treu.' Mephisto entwirft nun ein ausführliches Programm, wie er Faust verderben will. 'Von Christus ist er los, noch hab ich nur zu lösen meinen Faust von der Natur.' Er soll durch die Lust hindurchtaumeln, bis ihn die wahre Liebe unwiderstehlich ergreifen wird. Aus dem Geleise der Natur geschleudert, wird er dann, von wahrer Liebe ergriffen, den morden, der ihm im Wege steht. Aber sein Stolz wird ihn nicht Veröhnung suchen lassen, mit einem Fluch wird er sich von der Natur lösen. 'Ist mir der Bruch gelungen zwischen beiden, von jeder Friedensmacht ihn abzuschneiden, dann setzt er sich mit seinem Ich allein, und in den Kreis spring ich dann mit hinein. Dann lass' ich rings um ihn mein Feuer brennen, er wird im Glutring hierhin, dorthin rennen, ein Skorpion sein eignes Ich erstechen. — So wird mein Schmerz am Göttlichen sich rächen, so will Verstoßner ich mein Leiden fühlen, verderbend mich als Gegenschöpfer fühlen.'

Der weitere Verlauf des halb dramatischen, halb epischen, stark lyrisch durchsetzten Gedichtes führt Faust durch Szenen sinnlichen Genusses, die mit starker dichterischer Kraft ausgeführt sind. Genau zeigt eine entschiedene Begabung zur Darstellung dämonischer Lustigkeit und Frechheit, ja Wildheit. Daß ihn hierbei seine Gabe zur musikalischen Improvisation unterstützte, scheint mir zweifellos. Nichts genialer Mephistowalzer ist durch die Faustszene 'Tanz' angeregt.

Ergreifend klingen in die wilden Szenen hinein Klänge der

Erinnerung an entschwundene Zeiten frommen Glaubens. 'Das ferne sehnsuchtsvolle Lied weht süßerschütternd durch die stille Luft.' Aber die Tränen, die dem Goetheschen Faust den Giftbecher vom Munde zwingen, wirken dem Venauschen nur tatlose, entschlußlose Reue, die ihn tiefer ins Unheil verstrickt.

Schmerzlichsste persönliche Erfahrungen des Dichters leben sich aus in den nun folgenden Bildern — denn Venau wollte 'die einzelnen Fakta aus Fausts Leben mehr exemplifikativ und gleichsam als Repräsentanten von mehreren ähnlichen hingestellt wissen, denn als definitive Erzählung' —, die von der reinen Liebe berichten, in der Faust sein vergangenes Leben auslöschen möchte. Aber der Genosse des Bösen bringt mit seiner Liebe nur den Fluch. Er ermordet den Nebenbuhler.

Da schließt sich auch die Natur vor ihm zu. Jede Blüte spricht zu ihm: 'Du sollst nicht morden', und im murmelnden Bach hört er sich selbst um seine verlorene Unschuld klagen. Aber er ist zu stolz zur Reue, er großt der Natur, und so gelingt es Mephisto, ihn auch von der Natur zu lösen, in die er seine Empfindung nur hineinlügt. 'Natur lebt nur für sich, verschlossen, und sie hat nichts mit dir zu kramen; und wenn sie dir ein Echo schallen läßt, wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest.' So will sich Faust ganz auf sich selbst stellen und sagt auch der Reue ab.

Aber der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Das Band, das Faust ans Leben fesselte, ist nicht ganz zerrissen, an einer Stelle haftet sein Herz noch an dem, was er von sich stieß: es ist der Gedanke an seine Mutter. Ehe die Fahrt aufs Meer, das ewig unveränderliche, urständliche beginnen soll, nimmt Faust Abschied von der Mutter Grab. Zwar zwingt er sich, ihr nicht 'die Reue als Grabesrose zu streuen', aber was wollen seine letzten Worte anders sagen, als daß es ihm nicht gelingen wird, sich ganz auf sich selbst zu stellen? 'Welch wunderlicher Klang traf plötzlich mir das Ohr? Wars nicht wie Klaggelang, was sich im Strauch verlor? Zog nur das Trauerstöhnen vorbei der Herbstesluft? Begann das Kreuz zu tönen so bang auf deiner Gruft?'

Wer so spricht, betäubt sich nur, wenn er sich vermißt, sich an einen neuen, voraussetzungslosen Anfang zu stellen. Wohl wird er noch zu dem Gedanken sich versteigen, sein Ich zur Gottheit ausweiten zu können, aber daneben wird die Erwartung liegen müssen, in demselben Augenblick in sich selbst zusammenzubrechen.

Es kann wohl nur der Sinn der nun folgenden Meeres-

szenen und der Szene in der Schenke sein, Faust dem Ursprünglichen, Voraussetzungslosen gegenüberzustellen. Was der Dichter in seiner Amerikareise seinem Leben geben wollte: Urneues, um an ihm sein Selbst wieder gewahr zu werden, das hat er in diesen gewaltigen Sturm szenen und der Person des Görg, der seine Sache auf nichts gestellt hat und wie der Armesch physisch und moralisch gleichsam aus der Hand in den Mund lebt, symbolisiert. Er hat aber auch sich selbst gezeichnet in dem Faust, der nicht vergessen kann, 'keß aus dem vorgebahnten Gleise getreten zu sein'. 'Könnt ich vergessen, daß ich Creatur!'

Damit ist er bei der Verleugnung seines eigenen Daseins angelangt. Es war nur ein Traum, eine Erübung des Gottbewußtseins, es erlischt wie im Traum: er 'träumt sich das Messer in das Herz.'

Es liegt auf der Hand, daß die Schlußwendung und ihre Vorbereitung so nicht im ursprünglichen Plane begründet ist. Dem Gedicht fehlt die innere Konsequenz. Aber sehr richtig sagt der feinsinnige Lenaubiograph Eduard Castle, dessen Auffassung des Faust wir uns angeeignet haben: 'Nicht eigentlich das Gedicht, sondern der Dichter hatte seine psychologische und metaphysische Einheit verloren.' Die Rückwendung zum persönlichen Gott ist für Lenau im Einfluß Sophie Löwenthals gegeben.

Noch näher wurde die Hinwendung des Dichters zum Christentum im Savonarola (1837). Im Winter 1835/36 verkehrte er in Wien mit dem dänischen Theologen Hans Lassen Martensen, dessen theosophisch-mystische Richtung dem damaligen Zustande seines Innern entgegenkam; in München suchte er den Umgang Franz Baaders, dessen gleichfalls theosophisch gerichtete Anschauungen ihn von Hegel und Spinoza abdrängten. 'Erkenntnis Gottes ist — Gebet', wurde nun sein Richtwort, und, im Verfolg Martensenscher Ideen fühlte er sich dazu berufen, den destruktiven Tendenzen der Zeit, wie sie in Strauß' Leben Jesu und Heines Aufsätzen über deutsche Geistesgeschichte wirksam geworden waren, das 'Ewigkeitsbewußtsein' des Dichters entgegenwirken zu lassen (Castle). Ihm schwebte eine große epische Trilogie vor: Fuß, Gutten, Savonarola. Nur der letzte ist ausgeführt; aber seine darauf folgende letzte größere epische Dichtung 'Die Albigenser' liegt in demselben Gedankenkreise, nur daß sie wieder zum Zweifel zurücklenkt.

Lenaus Savonarola zeigt Geschlossenheit der Komposition und Einheit in der Form. Die vierzeilige, zweimal gereimte Strophe geht durch alle Romanzen hindurch, die Stimmungseinheit war so leichter zu treffen und durchzuführen. Freilich wurde

dadurch die Variation im einzelnen schwieriger, zumal manche theologische Kontroverse poetisch mit eingeschmolzen werden mußte und zugleich für weniger wichtige Partien die Romanzenform einen gewissen Zwang zur Steigerung auferlegte. Blut der Farbe und Blut der Leidenschaft zeichnen das Gedicht in gleicher Weise aus, die Begabung Lenaus für gesättigte Darstellung einer reichen auf die Spitze getriebenen und darum widerspruchsvoll gewordenen Kultur springt in die Augen, er schaltet mit souveräner Sicherheit mit dem überlieferten Stoff und teilt ihm vom eigenen Feuer mit. Manche Szenen sind mit einer Gewalt herausgearbeitet, daß man sie nicht wieder vergißt. Zuweilen wird man an C. F. Meyers Darstellungen aus der gleichen Epoche erinnert, nur daß bei Lenau die eigene Empfindung mitdichtet. Rein poetische Züge sind in verschwenderischer Fülle ausgestreut, manche Romanzen von wunderbar fortreisender oder ergreifender Stimmung. Der Dichter zeigt sich als Herr aller Kunstmittel. Und doch — es steckt viel bewußte Arbeit in dem Werk, Lenaus Gang sein Talent zu forcieren macht sich auch im Savonarola bemerkbar, und die größere dichterische Kraft zeigt sich in der Darstellung der Gegenspieler. In der Dichtung wird der Prediger Savonarola entschieden durch den Prediger Mariano besiegt. Der persönliche Anteil Lenaus am Stoffe scheint mir in Savonarolas Martyrium zu liegen, und vielleicht wurde die tiefe Dichterempfindung von der Bedeutung des Schmerzes im Ganzen des Lebens und der Welt überhaupt die Brücke, über die der Dichter vorübergehend dem Christentume so nahe rückte. Auch aus der Polemik gegen Strauß und Hegel, die dem Verfasser so viele Gegner zuzog, scheint mir das Bedürfnis des Poeten zu sprechen, der die Wirkung des Persönlichen in Christo sich nicht in abstrakte Ideenwirkung will verflüchtigen lassen.

So ist die Wirkung, die der Savonarola hinterläßt, schließlich doch eine geteilte, ebenso geteilt wie das Herz des Dichters, der eine Zeitlang geglaubt hatte, 'Christentum und Freiheit vereinigen zu können' —.

Das Jahr 1838 brachte eine zweite Sammlung der Gedichte ('Neuere Gedichte'). Wir werden über Lenau als Dyrker weiter unten ausführlicher berichten und fahren in unserer Erzählung fort.

In dem schmerzlichen Hin und Her des Verhältnisses zu Sophie traten auch Momente ein, in denen der Dichter glauben mochte, seine Freiheit wiedergewonnen zu haben oder behaupten zu können. Ein solcher war es, als er 1839 die gefeierte Sängerin Caroline Unger kennen lernte und sein Herz an sie verlor. Die

Künstlerin in ihr hatte den Triumph des Weibes errungen, es kam zu einer Verlobung. Aber das Wort, das ihm Sophie einst zugerufen hatte: 'Du bist mir verfallen,' war stärker als die von Karoline aufgewendeten Künste der Koketterie, die Seelenfreundin sollte diesmal sich den Geliebten ihres Herzens noch erhalten. Die berechnende Art, mit der die Sängerin das ganze Verhältnis behandelt hatte, ernüchterte den Dichter, und als sie durch eine Indiskretion sein Gefühl verletzt hatte, vollzog sich der Bruch von selbst. Lenau aber hatte das Vertrauen Sophiens wiedergewonnen (1840); freilich mochte die Furcht, den Freund doch noch einmal an eine andere verlieren zu müssen, eine gewisse Spannung erzeugen, unter der Lenau viel litt, zumal jetzt schon Vorboten seiner späteren schweren Erkrankung sich meldeten, 'Symptome der Neurasthenie,' wie sein Biograph Castle sagt, der diesen Vorverkündern der Katastrophe in Lenaus Leben besonders sorgfältig nachgespürt hat.

Im Jahre 1842 erschienen die 'Albigenser', nachdem der Dichter vier Jahre, unfrohe, zwiespältige, sich immer mehr verdunkelnde Jahre an den Stoff gewendet. 'Freie Dichtungen' nennt er selbst sein Werk. Damit hat er den Anspruch auf ein geschlossenes episches Kunstwerk aufgegeben. Nicht einmal in der Person eines Helden, dessen Schicksale wir mit Anteil verfolgen würden, hat er eine Einheit herzustellen versucht. Was im Faust noch, bei aller äußeren Zusammenhangslosigkeit des Erlebten, als Einheit gefühlt werden konnte, fehlt demnach in den Albigensern. Und wenn der Dichter selbst den Zweifel als den Helden seines Gedichts bezeichnet hat, den Zweifel an jeder Satzung, und wenn er in diesem Albigenserzweifel vielleicht seinen eigenen Welt- und Lebenszweifel symbolisiert haben mag: so zeigt das Werk selber nur, daß die Poesie Gestalten verlangt, und daß die immer wiederholte Variierung derselben Gedanken, das Hinüber- und Herüberwerfen von sic et non, von Ja und Nein uns nicht zum Miterleben zwingt, welches nun einmal immer noch das entscheidende Kriterium wahrer Poesie ist.

Lenau selbst hatte beim Schaffen wohl das Gefühl, der Dichtung eine neue Gattung gewonnen zu haben, und wir mögen von unserem heutigen Standpunkte aus vielleicht sagen, er habe das Verfahren des Impressionismus auf einen geschichtlichen, von ihm zugleich religions-philosophisch aufgefaßten Stoff angewendet und dadurch eine Reihe von Einzelwirkungen erzielt, die weite Perspektiven für die Poesie eröffneten: aber eine Reihe von Stimmungen, Visionen, rhetorischen Entladungen, dann wieder

realistischen Szenen, hinter denen uns erst das Ganze als ein einheitlich Geschautes aufgehen soll, kann nicht als ein Kunstwerk genossen werden. Wieder gewahren wir auch jene schon oben berührte Forcierung des Talents, in der vielleicht schon der kommende Zusammenbruch der Dichterpersönlichkeit sich ankündigt. Venaus ganze Art war viel zu schwer, sein Schaffen zu stark durch das Gemüt mitbedingt, als daß es ihm hätte gelingen können, bei allen grandiosen Einzelheiten, diesen wiederstrebenden, von ihm fast nur an der negativen Seite gepackten Stoff, künstlerisch zu meistern. Wohl aber verstehen wir diesen 'freien Dichtungen' gegenüber Venaus eigenes Bekenntnis, daß alle seine Poesie ein Selbstopfer sei.

Er selbst, durch die Kritik seiner Abigenser bestärkt, sagte nunmehr der religions-philosophischen Dichtung ab. Der nächste größere Stoff, dem er sich zuwandte, war der — Don Juan. Es ist bezeichnend, daß er diesen Stoff zu einer Zeit wählte, als er zum letzten Male den ohnmächtigen Versuch machte, aus der Überspannung der Seelenliebe heraus zu dem Glück zu gelangen, das aus den natürlichen Bedingungen des menschlichen Daseins erwächst.

Dieser letzte Versuch brachte die Katastrophe.

1844 lernte Venau in Baden-Baden eine 32-jährige Frankfurterin, Marie Behrends, kennen. Er glaubt, daß die in ihm sich schnell entzündende Neigung auch in ihr ausgegangen sei, reist ihr nach Frankfurt nach und verlobt sich mit ihr. Mit fieberhafter Eile will er die Vorbereitungen zur Vermählung treffen, Zukunftspläne — denn die Erkörene ist nicht vermögend —, wie er zu einer gesicherten Existenz gelangen will, wälzen sich in seinem Gehirn, die Verlobung wird veröffentlicht. Er reist nach Wien. Die Kunde von dem Geschehenen ist schon vorausgeeilt. 'Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?' fragt ihn Sophie. 'Ja, doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.'

Die Biographen Venaus schwanken in der Beurteilung von Sophies Verhalten in dieser letzten Liebestragödie ihres Freundes. Hat sie ältere Rechte geltend gemacht, sie, die verheiratete Frau und Mutter, hat sie, eigene Schmerzen zurückdrängend, aus ihrer klaren Überschau der materiellen Unsicherheit dieses neuen Lebensplanes, abgeraten oder zur Besonnenheit und zum Abwarten gemahnt? Oder hat Venau in ihrem besänftigenden Umgang die Unmöglichkeit einer Losagung eingesehen, oder hat er die Möglichkeit eines inneren Zusammenbleibens trotz der äußeren Trennung

als letzten Halt beim Sinken in ein ihm selbst Dunkles festhalten zu können geglaubt? War sie Leonore von Este oder Leonore Sanvitale? Wer will das sagen? Nur soviel ist klar, daß Lenau in diesen inneren Kämpfen zusammenbrechen mußte, seine Kraft war am Ende.

Der von dem Dichter mit Cotta ohne kaufmännische Erfahrung abgeschlossene Vertrag über das Verlagsrecht seiner sämtlichen bisherigen und noch zu erwartenden Dichtungen bedurfte dringend der Revision, des Dichters Anwesenheit in Stuttgart wurde nötig, wenn überhaupt zur Sicherung seiner Zukunft etwas Entscheidendes, Ersprießliches geschehen sollte. Er trennte sich von Sophie. 'Mir ist, als sollte ich Sie nicht wiedersehen', sagte sie beim Abschied; 'eines von uns muß wahnsinnig werden.' 'Ich bin der Ihre fest und ewig.' Damit schied Lenau, um zu seiner Braut heimzufahren. Unterwegs, auf dem Donauschiffe dichtete er jenes ergreifende Gedicht, das die Summe seines Lebens zieht, wie sie sich nun für ihn ergab, 'Blick in den Strom':

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.
O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und solls dein Liebstes sein,
Dem Herzen ward gerissen.
Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.
Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

So sah der Unglückliche seine Seele hineinrinnen in den Wahnsinn, in dem alle Wünsche und Enttäuschungen, alles Erringen und Verlieren, alles Leisten und Verfehlen, alles Glück und Unglück untergeht in ein undeutbares, unentwirrbares Chaos.

Am 29. September 1844, es war im Reinbeck'schen Hause in Stuttgart, traf den Dichter ein Nervenschlag, der eine Gesichtslähmung zur Folge hatte. Im Oktober stellte sich ein Tobsuchtsanfall ein, in der Nacht zum 15. Oktober brach der Wahnsinn

aus. Am 22. Oktober brachte man ihn in die Anstalt des Hofrats Dr. Zeller nach Winnenbergl, wo er bis 1847 blieb. Man hoffte schließlich eine Neubelebung des allmählich eindämmenden Kranken durch die Übersiedlung in seine Heimat und überführte ihn in die Privatirrenanstalt des Dr. Görgen in Ober-Döbling bei Wien. 'Der arme Niembach ist sehr unglücklich', das waren die letzten deutlich vernehmbaren Worte des Dichters. In den Armen seines treuen Freundes Schurz ist er am 22. August 1850 gestorben. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem Friedhof des Dorfes Weidling bei Wien.

Doch nicht das Grab des Dichters, das sich über dem ungeheuren Schmerze seines Lebens schloß, sei die Stätte, an der wir von ihm scheiden. Und darum haben wir uns die Betrachtung dessen, was ihn überlebt, was Besitztum unseres Volkes geworden, bis zum Schluß aufgespart. Das sind seine Gedichte.

Lenau war vor allem Lyriker, auch in seinen epischen Anläufen. Er durchdrang Natur und Welt mit seinem Gefühl, und in diesem Prozeß, welcher schließlich in die Prägung eines Symbols einmündete, wurzeln seine Gedichte. Daher die vielen Stimmungsbilder, daher auch der Gleichnißschmuck seines poetischen Ausdrucks. Ein frohes Aufjauchzen aber war seiner Seele wie seinem Liede verjagt. Vergebens suchen wir bei ihm jene fortreißende Maitiedstimmung des Glücksgefühls, wie sie Goethe in den Frühling hineingesungen. Die Drestimmung, durch die Goethe in schmerzlichen Jahren hindurchmußte, gibt bei Lenau die immer wiederkehrende Grundmelodie des Liedes. Die wenigen verheißungsvollen Ansätze der ersten Stuttgarter Zeit zu frischeren Tönen verkümmern später. Denn Lenau hat seine Lieder nicht gemacht, sondern gelebt.

So wird er, wie Hölberlin, ein Dichter, der der entgegenkommenden Stimmung des Lesers oder Hörers bedarf. Und da auch nicht ein Befreier wie Goethe, sondern ein Geleiter der Seele zum Acheron der dunklen Empfindungen. Er ist der Künstler der echten Melancholie. Auch in seiner Resignation ist immer ein Rest von Trostlosigkeit, die frohe Weltbejahung verstummt, wenn er anhebt seine Harfe zu schlagen. Nicht daß er die Freuden dieses Lebens ganz verneint, aber er bittet nur: 'Mahnt mich nicht, daß ich alleine bin vom Frühling ausgeschlossen'.

Aus persönlicher Erfahrung heraus erkämpft er dem Schmerz sein Recht in der Poesie. Man hat ihn darum den Dichter des Welt Schmerzes genannt. Darin liegt ein zeitliches Moment und ein rein menschliches. Der Welt Schmerz der dreißiger Jahre,

hervorgegangen aus politischen Verstimmungen, aus der Lahmlegung des Tätigkeitsdranges gerade der gebildeten Kreise und aus dem geistigen Prozeß der Selbstzerstörung des Gedankens im weiteren Verlaufe der an Hegel angeschlossenen philosophischen Entwicklung, hat seine tiefen Spuren in der Dichtung hinterlassen. Er war Modestimmung geworden, man kokettierte mit ihm. Daß Lenau eigenste, aus seinem schwankenden Gemüt, seinem ziellosen Lebensringen, seinem dunklen Schicksal herausgelebte Empfindungen, an dieser Zeitstimmung sich vertieften und verstärkten, das gibt seinem Weltschmerz den persönlichen Unterton, den wir aus allen seinen Liedern heraus hören, wenn wir sie gegen die Lieder gleichzeitiger Poeten anklängen lassen. Es tönt das Kreuz auf seiner Mutter Grab durch alle seine Zweifel, durch seine Negation hindurch; sein Gemüt kann das nicht aufgeben, was sein grübelnder Verstand verwirft. Zum vollen Nein fehlt der Entschluß. Daher die 'gebrochene Stimmung' seiner Lyrik.

Ein solcher Lyriker wird die Natur vor allem da erfassen, wo sie seiner inneren Verfassung entgegenkommt. Da wird er ihr auch intime Reize ablauschen, die sie dem flüchtigen Blicke nicht entschleiern. Lenau hat einmal gesagt, daß der Grad von Geist, über den ein Mensch verfügt, erst dann sichtbar werde, wenn man ihn der Natur gegenüberstelle und er nun von sich aus etwas hergeben müsse. Ihm hat sie Rede gestanden. Er hat nicht bloß hingesehen über ihre wechselnden Erscheinungen, sondern mit dem Blick des Vertrauten auch das einzelne erfaßt. Jugendgewohnheiten, Jägerlust und Bergsteigerfreude haben sein Auge ungemein geschärft, und so ist er als Naturschilderer ein Begründer des Realismus geworden. Seine Gedichte sind vielfach in die Landschaft hineingesehen, bis auf den Himmel, der über dem Ganzen ruht oder ruhelos seine Wolken jagt.

Dies intime Erfassen auch der äußeren Natur wirkt der Monotonie so vieler gleichstimmiger Gedichte entgegen. Nicht viele Lyriker verstehen so zu lokalisieren wie Lenau. Der Reiz der Heidebilder, der lyrisch-epischen Dichtungen, der wenigen balladenähnlichen Gedichte beruht hauptsächlich auf dem charakteristischen Zusammenstimmen von Natur und Menschen, die beide in einem bestimmten Jrgendwo geschaut sind. In dieser Beziehung gehört Lenau mit Annette von Droste-Hülshoff zusammen und mutet uns entschieden modern an.

Doch hat die Nation sich mehr an die eigentlichen Lieder gehalten, die ungezählte Male komponiert, an Verbreitung mit denen Goethes, Eichendorffs und Heines wetteifern. Über vielen

liegt ein entzückender Reiz, ein Wohlklang, der ein inneres Mitklingen unserer Seele auslöst. Aber dennoch ist Venau, wenn man das Ganze seiner Lyrik überschaut, durchaus nicht der Meister der Form, wie er häufig gerühmt wird. Sobald es ihm nicht gelingt, in kurzem Guß die Form zu bilden, begegnen Härten, ziellose Dehnungen, Wendungen, die mehr mit dem Auge als mit dem Ohr erfaßt sind, ja Geschmacklosigkeiten, namentlich im Gebrauch der Bilder. Seine Theorie des poetischen Bildes räumte dem Gedankenhaften im Symbol einen gefährlichen Raum ein, und so sind viele seiner Gleichnisse mehr gedacht als geschaut. Auch dies vielleicht ein Zwang seiner Natur? Bis in die Keimzelle seiner Gedichte hinein der Zwiespalt zwischen Denken und Empfinden? — —

Es ist nicht unsere Art, Abstufungen zu machen unter den Dichtern, die dem Volke teuer geworden sind, und so scheint es uns auch müßig, Venau, dem Grade seiner Begabung nach seinen Platz hinter oder neben Goethe als Lyriker anzuweisen. Das persönliche Moment, wie es in allen seinen Werken hervortritt, ist auch für die Wirkung und Fortwirkung des Dichters das entscheidende. Die Zeit des Venaukultus war einmal. Zeiten ähnlicher Grundstimmung wird der Dichter mehr bedeuten als aktiv gestimmten Zeiten. Tiefen Naturen, die über das Leid des Lebens nicht hinwegsehen, wird er immer etwas zu sagen haben, und wer vor dem Rätsel des Daseins verstummt, dem wird er die Lippen zur Klage öffnen. Sein Ernst zur Kunst, auf demselben Grunde ruhend, wie sein Ernst zum Leben, sichert ihm die Verehrung derer, denen die Kunst eine heilige Angelegenheit geblieben ist. Seinem schweren Geschick aber wird das deutsche Volk immer den tiefsten Anteil bewahren.

H. Löbner.

Inhalt.

Gedichte.

	Seite		Seite
Sehnsucht	3	Frühlingsgebränge	34
An meine Nioje	3	Liebe und Vermählung	35
Reiseempfindung	4	Der Baum der Erinnerung	36
Nach Süden	5	Frühlings Lob	36
Frage	6	Herbst	37
Dein Bild	7	Herbstgefühl	37
Hasel	8	Herbstklage	37
Das Mondlicht	8	Scheiben	38
Nächtliche Wanderung	9	Die Wurmtinger Kapelle	38
Das Posthorn	10	Sommerfäden	40
Bitte	11	Herbst	40
An die Ersehnte	12	Herbstentschluß	40
Meine Braut	12	Phantasien	41
In der Wüste	13	Die Zweifler	41
Schilfkieder	14	Glauben. Wissen. Handeln	44
Winternacht	15	Heidebilder	48
Stumme Liebe	16	Himmelstrauer	48
Wandel der Sehnsucht	16	Robert und der Invalide	48
Erinnerung	17	An die Wolke	51
Leichte Trübung	17	Die Heideschenke	52
Das tote Glück	18	Uhaszver, der ewige Jude	56
Der trübe Wandrer	18	Polenlieder	60
Unmut	19	In der Schenke	60
Zu spät!	20	Der Maßenball	61
Vergangenheit	20	Der Polenflüchtling	63
An Fr. Kehlre	20	Oden	66
Einß und jetzt	22	Abendbilder	66
Die Jugendträume	23	Ruf an meinen Geist	67
Die Felsenplatte	23	Sehnsucht nach Vergessen	67
Nebel	25	Am Bette eines Kindes	67
An meine Gitarre	25	An der Bahre der Geliebten	68
An einen Jugendfreund	26	Am Grabe Hölthz	68
Frühling	28	Primula veris	69
Der Lenz	28	Reiseblätter. I.	70
Liebesfeier	29	Wanderung im Gebirge	70
Der Gefangene	29	Die Heidelberger Ruine	74
Ufyl	32	Die schöne Sennin	76
Trauer	33	Auf ein Faß zu Ohringen	78
Frühlingsbild	34	Der Postillon	79

	Seite		Seite
Die Rose der Erinnerung	81	An Fräulein Charlotte von Bauer	138
Der Indianerzug	82	Schwärmer	139
Die drei Indianer	85	An einen Langweiligen	139
Reiseblätter. II.	86	Stille Sicherheit	139
Der Urwald	86	Baldgang	140
An einem Baum	88	Scheideblick	140
Berschiedene Deutung	88	Befattung	141
Niagara	89	Lebewohl an Eugenie	141
Das Blockhaus	90	Aus!	141
Meeresstille	92	Bermischte Gedichte. Neue Folge	142
Sturmesmythe	92	Lafst mich ziehen!	142
Wandrer und Wind	93	Zweifel und Ruhe	143
Das Wiedersehen	94	Mein Herz	144
Die Sennin	95	Benj	144
See und Wasserfall	96	Das Kreuz	145
Herbstgefühl	96	Nüchternes Bild	145
Et. Herbstabend	96	Einem Autographensammler	145
Atlantica	98	Der Räuber im Balkon	146
Die Seejungfrauen	98	Das Dilemma	147
Meeresstille	99	Einem Fremde	147
Seemorgen	100	Auf eine holländische Landtschaft	148
An mein Vaterland	101	Die Korymbanten	148
Der Schiffsjunge	102	Gestalten	149
Leben und Traum	104	Der ewige Jude	149
Die Werbung	104	Heloise	154
Der Schifferknecht	107	Der Schmetterling	155
Marie und Wilhelm	108	Auf meinen ausgebägten Geier	156
Begräbniß einer alten Bettlerin	111	Der gute Gefell	159
Die Waldtabelle	111	Zwei Polen	162
Der Raubschütz	114	Der traurige Mönch	165
Warnung im Traume	115	Weib und Kind	167
Bermischte Gedichte	118	Der Steirertanz	168
Die Tränen	118	Die drei Zigeuner	172
In der Krankheit	120	Die nächtliche Fahrt	173
An die Melancholie	120	Bison	176
Einem Freunde ins Stammbuch	121	Liebesklänge	177
Bergänglichkeit	121	Am Rhein	177
Högerung	122	An *	179
An eine Dame in Trauer	122	Der schwere Abend	179
Einem Knaben	123	Traurige Wege	180
Abschied	124	Einsamkeit	180
Am Grabe eines Ministers	124	Wunsch	181
Der Indifferentist	125	Neid der Sehnsucht	182
In das Stammbuch einer Künstlerin	126	Meine Furcht	183
Unmögliches	126	Wunsch	183
Einem Ehrwürdigen	127	An den Wind	185
Frage	127	An die Entfernte	185
Mein Stern	127	Meine Rose	186
Der Selbstmord	128	An *	187
Reiterlieb	129	Kommen und Scheiden	187
An J. Klemm	130	Liebesfrühling	187
Auflucht	130	Frage nicht	188
Der Greis	130	Sonette	188
Der Unbeständige	132	Frage	188
Abendheimkehr	133	Jugend und Liebe	188
Vanitas	133	Der Salzburger Kirchhof	189
Fragmente	134	Nachhall	189
Eheismus und Offenbarung	135	Die Asketen	190
Ulmahnung	136	Der Seelenkranke	190
Warnung und Wunsch	136	Stimme des Windes	191
Waldestroft	137	Stimme des Regens	191
Der Unentscheltliche	137	Stimme der Glocken	192
		Stimme des Kindes	192

	Seite		Seite
Doppelheimweh	193	Fusarenleber	229
Einsamkeit	193	An den Fichler Himmel im Som-	231
Palliativ	194	mer 1838	231
Vermischte Gedichte. II.	195	Der Kranich	232
Zueignung	195	Das bürre Blatt	233
Traumgewalten	196	Erinnerung	234
Einem Greis	196	Gutenberg	234
An die Biologen	197	An Agnes	235
Kruzifix	198	Im Vorfrühling	235
Scheu	198	Bei Übersendung eines Straußes .	236
Heimatlang	198	Der einsame Trinker	236
Zufucht	199	Frühling	239
Reiger	199	An die Alben	239
Frühlingsgrüße	199	Die Poesie und ihre Störer	241
An Luise	200	Der Rationalist und der Poet. . . .	242
Täuschung	202	Passiver und aktiver Beifall	243
Tob und Trennung	203	Form	243
An die Verstodten	204	Irrium	243
Herbstlieb	205	An einen Dichter	244
Schlaflose Nacht	205	Zweierlei Vögel	244
An eine Witwe	206	Vermischte Gedichte. Neue Folge	245
Auf eine goldne Hochzeit	207	Einem Gemüthskranken	245
An den Tod	208	An einem Grabe	245
Herbstlieb	208	Veränderlic Welt	246
Vorwurf	209	Naturbehagen	246
Der Jäger	209	Trinksprüche	247
Lied eines Schmiedes	210	Studentenreise	247
Ohne Wunsch	211	Der arme Jude	248
Mein Türkentopf	211	Der kriegslustige Waffenschmied . .	250
Der Hagestolz	212	Der Pechvogel	251
Der Schmerz	214	Der Kranke im Garten	251
An den Frühling 1838	214	Beethovens Hüfte	252
Das Lied vom armen Finken	215	Um Sarge eines Schwermüthigen . .	254
Hypochonders Mondlieb	218	Die Drei	255
Der offene Schraub	220	Beste Rose	256
Prolog	221	Der fromme Pilger	256
An eine Freundin	224	Innere's Gericht	257
Tränenpflege	225	Die Nonne und die Rose	257
An den Frühling	226	Das Kind geboren, die Mutter tot .	258
An ein schönes Mädchen	226	Die Albigenser	258
Der schwarze See	227	Zweifelnder Wunsch	259
Das Roß und der Reiter	228	Die Bauern am Tiffastrande	259
Die Blumenmalerin	228	Waldbieder	261

Eyrisch-epische Dichtungen.

Mara Hebert	273	Der Ring	294
Eiferon	273	Die Marionetten	295
Der nächtliche Gang	275	Erster Gesang	295
Der selige Abend	277	Zweiter Gesang	297
Blumengruß	280	Dritter Gesang	300
Die Gewitternacht	282	Anna	306
Der alte Marco	286	Mischta	317
Die Botschaft	287	Mischta an der Theiß	317
Die Heimkehr	289	Mischta an der Marosch	322
Die Sehnsucht	292	Johannes Bista	329

Eyrische Nachlese.

Gedichte	347	Juruf	350
Protest	347	Die Fribolen	351
Des Teufels Lied vom Aristokraten	347	Schade	353
Das Wespenst	348	Uderufen	353

	Seite		Seite
Ein offner Wald	354	An Mathilde	374
Kruz euch!	354	An die Hoffnung	375
Ein Regentent	354	An die medisirenden Damen	376
Einem Dichter	354	Einem Theaterdichter	377
Gebildete Sprache	355	An einen Tadler	378
Der Rekrut	355	Musa teleologica	378
Der Kiraß	356	Kompetenz	379
Die Rache	357	Einem Forcierten	379
Der Unhold	359	Einem kritischen Nachtarbeiter	380
Die bezaubernde Stelle	359	Einem unberufenen Lober	381
Der stille See	360	Guter Rat	381
In einer Schlucht	360	Der Reiter von W.	381
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht	361	An einen Dichter	382
Ein Heimatbruder!	361	Jugendgedichte. Gelegenheitliches	383
Nie zurück!	361	Die Göttin des Glücks	383
Der Fingerhut	362	An einen Tyrannen	384
Einklang	362	Der geldgierige Pfaffe	384
Ein Epigramm	363	Erinnerung	385
In der Neujahrnacht 1839—1840	363	Verlorenes Glück	385
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl	364	Der Vogel auf dem Kreuz	386
Mit meinen Gedichten	368	Während eines Gewitterregens	386
Sonne	368	Auf eine Quelle, genannt Rothschilbsbrunnen	386
Eitel nichts!	369	In ein Album	386
Blick in den Strom	369	Impromptu	387
Jugendgedichte. Polemisches	370	Impromptu in das Album einer Dame bei Durchwanderung eines Schloßkellers und Gartens	387
Abschied von Gallizien	370	Charade	387
Abendbild	371	Freundschaft	387
König und Dichter	372	Vorbei	388
An Seneca	372	An Wilhelmine Dilg	389
In der Nacht	373		
Trias harmonica	374		

Gedichte.

Erstes Buch.

Sehnsucht.

An meine Rose.

Trohlöcke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Tränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Büsten,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nah'n die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,

Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Lebens
Dich mir gemalt zum Eigentume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hängen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Goldfreundlich mich zu winken.

Wie da im roten Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Tal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster kamm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Berge sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Tal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
 Sich freundlich mir erschließen
 Und aus dem Rahmen liebevoll
 Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantasei'n!
 Ach, wär' es mir beschieden,
 Mit ihr zu leben hier allein
 Im süßen Waldbesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
 Durch diesen Hain zu wallen,
 Zu lauschen hier im Blütenstrauch
 Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
 Die welken Blätter fliegen,
 Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
 Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
 Ein Lied mein Liebchen fänge,
 Und aller Himmel Seligkeit
 Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
 In meinem stillen Sinnen,
 Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
 Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, sieh, da öffnet sich die Thür,
 Der Zauber war geschwunden,
 Es trat ein Jägerzmann herfür
 Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
 Und streift' waldein gar heiter,
 Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
 Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
 Winde brausen südenwärts,
 Nach des Donners fernen Schlägen,
 Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht von Waldesrande,
Milch von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Villa nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Raubgebräus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Raub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Rüste Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

Ins Tiefste ist er mächtig mir gedrunken,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Fagen
Ein milber Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
 An der Erhöhung Paradiesesküfte? —
 In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glüh'n,
 Und aus des Abends Rosen
 Seh' ich so schön dein Bild mir blüh'n,
 So fern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
 Am blauen Himmelsbogen,
 So hat mit ihm dein süßes Bild
 Die Sternenspur bezogen.

Im mondbeglänzten Saube spielt
 Der Abendwinde Säuseln;
 Wie freudig um dein zitternd Bild
 Des Baches Wellen kräuseln! —

Es braust der Wald, am Himmel zieh'n,
 Des Sturmes Donnerflüge,
 Da mal' ich in die Wetter hin,
 O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
 Um deine Züge schwanken,
 Wie meiner tiefen Leidenschaft
 Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
 Enteilet mit den Winden;
 So sprang von mir die Freude fort
 Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
 An einen Abgrund kommen,
 Der noch das Kind der Sonne nie
 In seinen Schoß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
 Dein Bild so hold mir blinken,
 Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
 Will's mich hinunterwinken? —

Hasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
 Ich seh' dein Angesicht erglüh'n im Rosenscheine noch;
 So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
 Im Paradiese lächelnd nah'n der Mensch, der reine, noch.
 Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
 Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
 Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
 So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?“
 Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
 Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
 Diesen Strom entlang;
 Könnten lauschen wir gemeinsam
 Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammen schauen
 In den Mond empor,
 Der da drüben aus den Auen
 Reife taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
 Aus dem Silberschein
 Stromhinüber eine Brücke
 Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
 Durch den Schimmer zieh'n,
 Seh' ich, wie hinab die schnellen
 Unaufhaltfam flieh'n.

Aber wo im schimmerlosen
 Dunkel geht die Flut,
 Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
 Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
 Einen Blick von dir!
 Süßes Mondlicht meiner Nächte,
 Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
 In die Nacht geseh'n,
 Scheint der dunkle Strom des Lebens
 Trauernd stillzusteh'n;

Wenn du über seinen Wogen
 Strahlest zauberhell,
 Seh' ich sie dahingezogen,
 Ach! nur allzusehnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
 Der Wind im Walde tobt;
 Ich wandre fort die Nacht entlang
 Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
 Und, ach! so schmerzlich traut,
 Zieht mein Geleite hin, das Bild
 Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
 Was mich ihr süßer Mund
 So zärtlich bat und feierlich
 In ihrer Sterbestund':

„Bezwing' fromm die Todeslust,
 Die dir im Auge starrt,
 Wenn man mich bald von deiner Brust
 Fortreißet und verscharrt!“

Da unten braust der wilde Bach,
 Führt reichen, frischen Tod,
 Die Wogen rufen laut mir nach:
 „Komm, komm und trinke Tod!“

Das klingt so lieblich wie Musik,
 Wird wo ein Paar getraut:
 Doch zieht vom Sprunge mich zurück
 Das Wort der toten Braut.

Stets finst'rer wird der Wolfendrang,
 Der Sturm im Walde brüllt,

Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich fangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: Willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Luftig rollt der Wagen fort
Über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Träne kann
Nicht die Koffe halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedanke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Gilt dahin im Sturme!

Unfre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Raft die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
„Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durchs Erdental geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Würde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Rühle von Zypressen
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshänge,
Geheim ergriffen, stillestehn — und weinen.“

Meine Brant.

An der duftverlorenen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberseh',
Überschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
 Meine Braut und harr' in Schmerz,
 Daß ich komme, sie zu lieben,
 Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
 Nach den Bergen mich, zu ihr,
 Fluchtverstreute Wonnetränen
 Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verbunkeln,
 Und die Wolken werden Nacht;
 Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
 Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
 Heißer Narr, wohin? verzeuch!
 Deine Braut heißt Qual, — den Segen
 Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
 Lieben Freunde, saget an!
 Durch den Wüstenand des Lebens
 Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
 Spuren aus von seinem Lauf,
 Gleich, wie Geier nach dem Raube,
 Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
 Treibt es nach dem Land der Ruh',
 Und es flattern tausend Fahnen
 Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
 Nach der Rätselferne aus;
 Doch der Strahl der Wüste zündet
 Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
 In die Gruft aus diesem Land,
 Wo, nie satt, nach unsern Tränen
 Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
 Und der müde Tag entschlief.
 Niederhangen hier die Weiden
 In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
 Quill, o Träne, quill hervor!
 Traurig säuseln hier die Weiden,
 Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
 Strahlst du, Ferne! hell und mild,
 Wie durch Binsen hier und Weiden
 Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
 Und der Regen niederbricht,
 Und die lauten Winde klagen:
 „Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erlosch'nen Schimmer
 Tief im aufgewühlten See.
 Deine Liebe lächelt nimmer
 Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
 Schleich' ich gern im Abendschein
 An das öde Schilfgestade,
 Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verbüffert,
 Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
 Und es klaget und es flüstert,
 Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
 Reise deiner Stimme Klang
 Und im Weiher untergehen
 Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Reich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Reich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
 Tief in das heißbewegte, wilde!
 Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
 Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
 Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
 Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
 Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
 Die Winde fort mit tollem Jagen,
 Als wollten sie sich rennen heiß:
 Wach auf, o Herz, zu wilhem Klagen!

Laß deine Toten auferstehn
 Und deiner Qualen dunkle Horden!
 Und laß sie mit den Stürmen gehn,
 Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Bieße doch ein hold Geschick
 Mich in deinen Zaubernähen,
 Mich in deinem Wonneblick
 Still verglühn und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
 Sterbend glüht in stummer Wonne
 Vor dem schönen Angesicht
 Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht.

Wie hoch dünkte mir die Fahrt so lang,
 O, wie sehn' ich mich zurück so bang
 Aus der weiten, fremden Meereswüste
 Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
 Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
 Und als wiedergrüne Jugendträume
 Grüßten mich die heimatischen Bäume.

Gold und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr;
Gerne, nach so schmerzlichem Vermiffen,
Hätt' ich jeden Stein ans Herz geriffen.

Doch, da fand ich dich, und — todeschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O, wie sehn' ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebräus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolken kammerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Rüste hebt,
An welchen selbst die Gamsen zagen,
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schlenbre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Rüste schwankte Ruh',
Und Nebel steigen, die dort schliefen.
So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung.“

Das tote Glück.

Reiß' umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Saß ich einst die mondesgehellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,
Und die Sehnsucht ist verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du rieffst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Atemte zum letztenmal.

Und du stiehest leicht und munter;
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wandrer.

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
Ins Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Flut an ihm empor.
O strömt, ihr Tränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlorenen Minnestunden,

Ein neckend Schattendolk, vorüberschwirren,
 Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
 Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
 Geliebter Toten flattern mir vorüber,
 Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
 Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
 Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
 Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
 Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
 Darüber hin die Todeswelle zieht. —
 Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
 Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
 Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
 Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen —
 Ein ernstest Freund, mein einziges Geleite,
 Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
 Stets enger drängt er sich an meine Seite:
 Umarme mich, du stiller Todesmut!

Unmut.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
 Verbühlte mir den Augenblick,
 Bestahl mit frecher Lügenstirne
 Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
 Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
 Hab' ich das süße Kind erschlagen,
 Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
 Scheint mir die Erde, was sie ist:
 Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
 — Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
 Hier unter diesem schwanken Zelt!
 Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüten
 Und streu' die Lappen in die Welt!

Bu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgefungen;
 Die holden Träume, seligen Gefühle
 Erstarrten in der banger Sommerschwüle,
 Mit der das Tatenleben angebrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!“
 So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
 Bis mir der Sabbath fächelt seine Kühle,
 Wann Mühen mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blütentagen,
 O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
 Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
 Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
 Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
 Blinkt und winkt uns traurig zu.
 Wieder ist ein Tag gesunken
 In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
 Hin im sanften Mondenglanz,
 Und aus bleichen Rosen weben
 Sie dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
 Schweigende Vergangenheit!
 Du begräbst des Herzens Klage,
 Ach, und seine Seligkeit!.

An Fr. Klehle.

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
 Der deines Schmerzes leisen Schummer stört,
 Der dir Erinnerungen, süße, bange,
 Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röte,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geslöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwähig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Gottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräte
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Büßchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als fänne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Äthermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Feier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterner Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft geraßt!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
 Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligtum,
 Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
 Wie ward die süße Schwägerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lieb, denn immer trüber
 Und tränenvoller stets wird deine Bahn;
 O führe schnell den Freund mir da vorüber,
 Wo ihn der Schauer nächstlichsie umfah'n!

Vorüber, Lieb, am bretternen Geschirre,
 Darcin der Tod gepflanzt die Rose bleich;
 Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
 Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
 Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
 Und Wehmut sinkt an meinen Busen wieder,
 Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
 Wo ich einst so selig war,
 Wo ich lebte, wo ich träumte
 Meiner Jugend schönstes Jahr!“

Also sehnt' ich in der Ferne
 Nach der Heimat mich zurück,
 Wähnend, in der alten Gegend
 Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
 Wiederkehr ins traute Thal;
 Doch es ist dem Heimgekehrten
 Nicht zumut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
 Grüß' ich manchen lieben Ort;
 Doch im Herzen wird so schwer mir,
 Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
 Durch das dunkle Waldrevier;

Doch er führt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Rosen
Ein bunt Gebögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n.

Die Felsenplatte.

Dort am steilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederstürzt,

Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingefenkt das gramesmatte
Angeſicht, ſo früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrote glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasei'n. —

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Poffen,
Baden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgeſild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Tränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mär;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angeſacht.

Aus dem Felsenrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säufelt rings ein Blütenstrauch;

Aus dem schwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangeficht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Reifer Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie: „Bin ewig dein!“
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblaffen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Büsten,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertiefsten,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit feinem Fluß,
Den Berg mit feinem Waldbrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerriss'nen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Ach deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Lieberklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüte
 Hinunter in die Todesflut;
 Die meiner Lieb' entgegenluchte,
 Nun bei den kalten Toten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
 Dich, meine Seier! dich, mein Herz!
 Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
 Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
 Dort findet sich der alte Lauf;
 Dort stören wir die Biederleichen
 Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Bieder nur erwachen,
 Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
 Die Bieden all in meinen Nachen
 Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch flieh'n im scheuen Fluge
 Die Töne auf von meiner Hand;
 So eilt, verspätet, nach dem Zuge
 Das Vöglein übers Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
 Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
 Schon springen die versunk'nen Geister
 Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
 Wohl mir, du bist mir wieder nah!
 Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
 Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
 Wo ist der Freund? das blonde Kind?
 Der Nebel reicht mir keine Rechte;
 Durch blonde Disteln faust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
 Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
 Doch eines macht mir noch die Klage trüber:

Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das teure Erbe
Verblich'ner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Des volles Herz gleich glühend, unermessen,
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und beides sah er märchenhaft zerfliehen.

Gleichwie Nachtlüste weh'n in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern.

Sedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geslöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttertn.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen teuer,
Mein Herz in frohem Übermut verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
 Daß sie dich führe längstverlass'ne Pfade,
 Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
 Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
 Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
 Auf ewig in der Wehmut tiefem Schatten.

Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
 Den alles lieben muß,
 Herein mit einem Freudensprunge
 Und lächelt seinen Gruß;

Und schießt sich gleich mit frohem Necken
 Zu all den Streichen an,
 Die er auch sonst dem alten Necken,
 Dem Winter, angetan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
 Wie auch der Alte schilt,
 Die der in seiner Eisesfalle
 So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
 Mit Tänzen und Geschwätz
 Und spötteln über des Tyrannen
 Zerronnenes Geseß.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
 Hirlärmen durchs Gefild,
 Und wie sie scherzend sich enthaschen
 Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
 Nach ihrem langen Harm;
 Sie schlingt mit jubelnder Gebärde
 Das Schönlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Rose
 Und zieht ihr schmeichelnd fest
 Das sanfte Weilchen und die Rose
 Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefinde
 Schickt er zu Berg und Thal:
 „Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
 Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
 Rasch über manche Kluft
 Und schleudert seine Singrafeten,
 Die Verchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Nidern klettert
 Die Lerche selig in die Luft;
 Ein Jubelchor von Sängern schmettert
 Im Walde, voller Blüt' und Duft.

Da sind, soweit die Blicke gleiten,
 Altäre festlich aufgebaut,
 Und all die tausend Herzen läuten
 Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Benz hat Rosen angezündet
 An Leuchtern von Smaragd im Dom;
 Und jede Seele schwillt und mündet
 Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
 Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen!
 „Der Hirsch“ von Schteifer.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
 Sein Freudenruf ist durch die Luft erklingen;
 Raun hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
 Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
 Der ihren Busen deckte schwer und kalt.

In alle Fernen ist der Ruf gedrunge
 Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
 Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
 Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
 Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
 Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
 Die Blume blüht, der bunte Falter senket
 Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
 Mit Blüten haben sich geschmückt die Bäume,
 Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
 Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
 Im Blütenstrauche dort die Nachtigall;
 Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
 Der Hirte stötet und der Wiederhall;
 Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
 Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
 Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
 Ein Freudentränenstrom, dem Lenz entgegen;
 Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
 Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
 Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
 Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
 Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
 Voll Sehnsucht harret er schon der Alpenrose,
 Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
 Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
 So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
 Verschwendend rings die schönen Freudenlose.
 Doch einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen
 Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
 Weil finst're Kerkerwände ihn umgrauen
 Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
 Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
 Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
 Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
 Für Nachtigallensang und Taubengirren
 Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhlen
 Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
 Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
 Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren:
 Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
 Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
 Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.

In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
 Von Rache, Schmerz, von unverbienter Schande,
 Von Sehnsucht nach so manchem, was ihm teuer.
 Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
 Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
 Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
 Und felsfest verschlossen bleibt das Haus.
 Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
 Und bitterer Wehmut weicht des Zornes Braus;
 Dumpfschweigend sitzt er da und starret so
 Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
 Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
 Er konnte dessen haben keine Acht;
 Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
 Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
 Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
 Soll zählen er sie wohl nach seinen Tränen?
 Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
 Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
 Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
 Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
 Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
 So klangen seines Richters krause Worte,
 Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
 Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
 „Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
 Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
 Nur noch ein Auge voll von deinem Lichte!
 Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
 Ich klage meiner Todesstunde nicht!
 Lag dann mein Leichnam auf der Kerkerchwelle,
 O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
 So wie der müde Wanderer an der Quelle,
 Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen
 Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
 O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
 Warum hat der ein solches Los gefunden? —
 Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
 Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
 Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
 Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
 Er hat gerüttelt an den blut'gen Fochten.
 Darauf verhänget der Gesetze Buch

Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
 Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
 Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
 Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
 Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
 Sie tötet ihn nicht plötzlich und gerade. —
 Der Tor! er wollte Menschenliebe wagen,
 Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
 Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
 Unheimlich wird dem Mörder dann zumute,
 Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
 Das Kleid des Toten mit der Spur vom Blute
 Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
 Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
 Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
 Daß es gewagt der edle, kühne Tor
 Mit ihm zu gehen zürnend ins Gericht,
 Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
 Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
 Als sie geführt den vollen Freudenchor,
 Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
 Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
 Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
 Ich seh' das schlankte Reh im Dickicht lauschen;
 Nun schriekt es auf, und fort ist seine Spur.
 Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
 Mit Blüten und Gesängen die Natur;
 Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
 Daß sie verfolge Trauerszenen nur
 Und sich statt Blumen sammle bittere Zähren
 Und in den Kerker dort zu jenem wandre,
 Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
 Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, rings geschlossen;
 Wenig kümmerliche Föhren,
 Trübe flüsternde Genossen,
 Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
 In den schönen Frühlingszeiten;

Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Rätselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendshauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bleibe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir bringend;
Daß allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergegangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlüchsen
In mein Herz, die Tränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All ihr frohen Bundesgenossen,
Nahut mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
 Holde Frühlingsmorgenstunde,
 Durch den Wald vom Himmel weht
 Eine leise Liebestunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
 Und er taucht mit allen Zweigen
 In den schönen Frühlingsstraum,
 In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
 Wird's vom hellen Tau getränktet,
 Das einsame zittert froh,
 Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
 Wird des Vogels Herz getroffen
 Von der großen Liebesmacht,
 Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Dazugeschick
 Nicht ein Wort des Himmels kündigt;
 Nur sein stummer, warmer Blick
 Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
 Der die Seele hielt bezwungen,
 Ist ein Blick mir, still und warm,
 Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
 Flatternde Blüten, duftende Hauche,
 Schmachttende, jubelnde Liebesgesänge
 Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche,
 Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
 Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
 Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
 Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
 Frühlingskinder, mein Herz umringend,
 Was doch sucht ihr darin so bringend?

Hab' ich's verraten euch jüngst im Traume,
 Schlummernd unter dem Blütenbaume?
 Brachten euch Morgenwinde die Sage,
 Daß ich im Herzen eingeschlossen
 Euren lieblichen Spielgenossen,
 Heimlich und selig — ihr Bildnis trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiefenhange,
 Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
 Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
 Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
 Auf deren Ruß die Blumenfreude blüht;
 Wie flehend sich um ihre Neigung müht
 Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange!

Sie kommt, sie naht, sie wird hernieder sinken,
 Er aber die Erquickungsreiche tief
 Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühen in wonniger Beseelung
 Wird, was an schönen Blüten in ihm schlief:
 Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
 Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
 Die wandelbaren, täuschungsvollen Rose
 Getreuer viel, als Berg und Wolf', erzählen.

Die Rose lauscht ins liebliche Getöse,
 Umfungen von des Haines süßen Kehlen,
 Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
 Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! solang der Frühling säumt,
 Die Rose hold zum Bach hinunterträumt,
 Solang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommerzgluten sie vom Strauche jagen,
 Wenn sie vom Bache wird davongetragen,
 Dann ist sie welt, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blütenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blütenzweigen
Lönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befaßen
Mit der fremden Liebesqual.

„Mazulieblieh scheint die Sonne,
Weht der lunde Maienwind,
Und das Blühen und die Wonne
Mazubald vorüber sind!“

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüten zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkünde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterfchwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Senzes grünem Sterbepfuhl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Venz frohlocket, schmerzlich ahnt
 Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
 Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
 Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blizt, und Donnerwolken fliehn,
 Die lauten Stürme durch die Gaine tosen;
 Doch lächelnd stirbt der holde Venz dahin,
 Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Herbst.

Herbstgefühl.

Mürrisch braust der Eichenwald,
 Aller Himmel ist umzogen,
 Und dem Wandrer, rauh und kalt,
 Kommt der Herbstwind nachgeslogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
 Mordend hinsauft in den Wäldern,
 Weht mir die Vergangenheit
 Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
 Schwebt des Laubes letzte Reige,
 Niedertaumelt Blatt auf Blatt
 Und verhüllt die Walbessteige;

Immer dichter fällt es, will
 Mir den Reispfad verderben,
 Daß ich lieber halte still,
 Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Gold'ger Venz, du bist dahin!
 Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
 Wo ich sah dein frohes Blühn,
 Braust des Herbstes hanges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
 Durch den Strauch, als ob er weine;

Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welches Hoffen.

Scheiden.

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlass'nen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Gast,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlankenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt
Und fortführt in die Fremde, ins Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisebrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh';
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Raft;
Und deine Klagen werden bald versiegen!“

Die Wurmliinger Kapelle.

Lustig, wie ein leichter Rahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Ginst bei Sonnenuntergang
 Schritt ich durch die öden Räume,
 Priesterwort und Festgesang
 Säufelten um mich wie Träume.

Und Marias schönes Bild
 Schien vom Altar sich zu senken,
 Schien in Trauer, heilig mild,
 Alter Tage zu gedenken.

Rötlich kommt der Morgenschein,
 Und es kehrt der Abendshimmer
 Treulich bei dem Bilde ein;
 Doch die Menschen kommen nimmer.

Reise werd' ich hier unweht
 Von geheimen, frohen Schauern,
 Gleich als hätt' ein fromm Gebet
 Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
 Noch die Sonn' in die Kapelle,
 Und der Gräber stille Schar
 Biegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
 Sich an die verlass'nen Grüste;
 Dort, dem fernen Süden zu,
 Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, alles schweigt,
 Mancher Hügel ist versunken,
 Und die Kreuze stehn geneigt
 Auf den Gräbern — schlafestrunken,

Und der Baum im Abendwind
 Läßt sein Laub zu Boden wallen,
 Wie ein schlafesgriffnes Kind
 Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all mein Erdenleid
 Wie ein trüber Dufst zerflossen;
 Süße Todesmüdigkeit
 Hält die Seele hier umschlossen.

Sommerfäden.

Mädchen, sieh, am Wiesenhange
 Wo wir oft gewandelt sind,
 Sommerfäden, leichte, lange,
 Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
 Flattern in die kühle Luft;
 Keines mehr, wie sonst, hinunter
 In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
 An der Fäden leichtem Flug,
 Webt daran aus Schnee und Eise
 Bald den Reichenüberzug.

Ründen mir die Sommerfäden,
 Daß der Sommer welk und alt,
 Merk' ich es an deinen Reden,
 Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
 Den Wald durchbraust des Scheidens Weh,
 Den Lenz und seine Nachtigallen
 Verjäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
 Verloren ging sein warmes Licht;
 Es blühte nicht die Meereswelle,
 Die rohen Winde fangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
 Des Frühlings Wonne blieb verjäumt;
 Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
 Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
 Einsam wandl' ich meine Straßen,
 Welkes Laub, kein Vogel ruft —
 Ach, wie still! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
 Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
 Fluren, eurer vollen Saat
 Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
 Nebel auf der Wiese weidet,
 Durch die öden Haine weht
 Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
 Von den felsentstürzten Bächen?
 Zeit gewesen wär' es lang,
 Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
 Weh getan und hast es andern,
 Weil du hast geliebt, gehofft;
 Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
 Ein dich schließen und verwahren,
 Draußen mag ein linder West
 Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
 Schweigsam wandeln und alleine,
 Daß auf unserm Grabeshang
 Niemand als der Regen weine!

Phantasien.

Die Bwiesler.

Zwei Freunde traten schweigend ein
 In einen blütenvollen Hain.
 Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
 Erzittern auf den Erlenzweigen,
 Und Leben, Lieben überall
 Schien schwellend sich hervorzudrängen.
 Aus Büschen ruft die Nachtigall
 Hervor in schmerzlich süßen Klängen,

Als ob die Sängerin aus Eden
 Den Tod sanft möchte iberreden
 Mit ihrem Liede zaubervoll,
 Daß er den Seng nicht rauben soll.
 Die Freunde schwiegen, nur der Bach
 In das Geflote murmelnd sprach;
 Viel Blumen standen bunt herum
 Und wiegten ihre Häupter stumm,
 In das geschwagig muntre Rauschen
 Des Baches froh hinabzulauschen,
 Wie Kinder lauschen, froh gespannt,
 Dem Wandrer, der von fernem Land,
 Von schönen Wundern viel erzählt
 Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
 O Nachtigall! du ruffst vergebens
 Um Dauer dieses Wonnelebens!
 Bald glüht dein letztes Abendrot,
 In seinem Durste wird der Tod
 Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
 Du wirst vom stillen Aste sinken!
 Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
 Dem Märchen, das der Wandrer spricht;
 Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
 Im Walde schon die Stürme nahn;
 Der Donner kommt, und voller schwillt
 Der Bach, der immer lauter brüllt;
 Er faßt euch an, er reißt euch los
 Aus eurer Mutter grünem Schoß!
 Wie dort die Rosenstaube hebt,
 Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
 Sie schwankt in ihrem Blutenkleid,
 Da sie der Strom frohlockend wiegt:
 So wiegt der Bursche seine Maid,
 Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —

Der eine von den Freunden sann
 Hinunter in den Wogendrang,
 Und seine Stimme nun begann
 Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
 Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
 Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
 In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
 Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
 Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,

Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
 Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
 Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
 Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
 Und du zum Meer hinwucherst, unermessen;
 Doch stehn an deinem Ufer frohe Loren,
 In ihren Traum „Unsterblichkeit“ verloren.
 Am Ufer? — nein! es ist von deinem Brunnen
 Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
 Es braust in meines Herzens wildem Takt,
 Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
 Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
 Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
 Aufsehend mich mit zitterndem Verlangen,
 Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
 Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
 Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
 Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
 Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
 Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
 Und fürchten wohl — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
 Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
 Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.
 Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
 Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
 Dann stockt und starrt zu Eis die grause Flut,
 Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
 Er wandelt auf der Fläche und ermüdet,
 Wie alles nun so still, so dunkel ist;
 Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
 In seine Welt, in seine Nacht hinein,
 Und es erglänzt des Eises stille Heide
 Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —

Der andre sprach: Mir gilt es gleich,
 Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
 Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
 So fehlt gewiß der Donner nicht,
 Der, was das Licht in Liebe hegt,
 Mit seinem Zorne niederschlägt.
 Denn glauben kann ich nimmermehr,
 Es habe sich das ganze Heer
 Von Qualen, die gebär Natur,
 Gelagert auf die Erde nur;

Daß sie von dieser Welt nicht wandern
 Mit uns hinüber in die andern,
 Die doch in unsrer Brust voll Wunden
 So traute Herberg' stets gefunden. —
 Solang dies Herz auf Erden schlug,
 Hab' ich erlebt genug, genug,
 Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
 Ein Los der Sehnsucht wert zu finden.
 Und schlaf ich einst im Grab so tief,
 Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
 So mag der Tod sich immerhin
 Davor als Wächter stellen hin:
 Er steht am stillen Grabverließ,
 Ein Engel vor dem Paradies. —
 Doch ist es anders mir beschlaffen,
 Soll drüben neu mein Leben sprossen:
 Wird' ich gelassen, ohne Zagen,
 Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum.

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
 Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
 Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
 O Dunkelheit, im ernsten Eichental!
 Hier zünd' ich nachts mein Herz zum hellen Feuer
 Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
 Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
 Ich steh' dabei und starre stumm hinein.
 Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Scharen,
 Wie Mücken auf der Büste lauer Flut,
 Erinnerungen her aus fernen Jahren
 Und werfen dürre Reiser in die Glut.
 Sie singen mir, ums Feuer dicht gefauert,
 Viel längst verklungne Melodien vor,
 Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
 Und wie der Seele Frieden ich verlor.
 Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
 Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
 Umsäuselt von Hesperiens Blütenbäumen,
 Entgegentrat als eine schöne Braut.

Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
 Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
 Doch mancher Reiz, der leichten Faßt entsprungen,
 Flog mir ans Herz, das ihm entgegendrang.
 Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
 Und selig schritten wir und rasch dahin;
 Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
 Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
 Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
 Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
 Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
 Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
 Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
 Laut ruft und innig in die Mondennacht,
 Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
 Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
 Erwacht und Gottes süßen Namen singt
 Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
 Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
 Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
 Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
 Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstenand.
 Wie zwingt er die Donnerakorde hervor aus den Saiten!
 Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
 Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
 Vom schaukelnden Schoße des Schlummers zu Gott empor,
 Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
 „Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
 Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
 Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
 Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
 Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
 Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
 Die Lannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
 Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
 Der grimme Feu, vom heiligen Klang umweht,
 Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
 Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
 Dem Menschen entstürzt der Tränen seliger Schwall,
 Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
 Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
 Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
 Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese

Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
 Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
 Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
 Die schönste Liebesblüte Gottes tragend,
 Des toten Heilands lächelnd Angesicht.
 Und in der Förschung Wälder trat, ein Tor, ich
 Aus jenem gottbeseelten Paradies,
 Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
 Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
 Im Labyrinth floß in fargen Tropfen
 Durchs Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
 Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
 Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum.
 Scheu floß der Pfad die ungeweihten Tritte,
 Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
 Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
 Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
 Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
 Des Gliederbau sich rings in stolzem Drang
 Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
 Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang:
 Da hört' ich leise rätselhaftes Flüstern
 Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
 Mein Blick empor und fragte jeden lüftern:
 Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
 Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
 Und meine Seele seufzte heiß empor,
 Der goldnen Frucht erquickend Süß zu trinken;
 Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
 „Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
 Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
 Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
 Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!“
 Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen;
 Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
 Und meines Schmerzes erste Tränen rannen,
 Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut.
 Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
 Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
 Und ihr entsanken alle Reize, tot,
 Wie frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Rot.
 „Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,“
 — So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!

Wir wollen fromm vor ihr im Staube knien,
 Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
 Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
 Die Schönheit frisch auf deiner Wange leimt,
 Die du verlorst am unheilvollen Strauche!“
 Doch all der Trost war leider nur geträumt;
 Denn wie wir auch im Labyrinth suchten,
 Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
 Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
 Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick,
 Eintraten wir in eine weite Halle:
 Da trieb in lautem Wirbel ohne Raft
 Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
 Bewaffnet bunt, umflirt von eitlen Glast.
 Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
 Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
 Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
 Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmühn.
 Schnell lief durchs wirre Volk ein Jubelklang,
 Und, sieh! ein Mann der Schlachten trat hervor,
 Von Reichenbunst hoch aufgebläht, und schwang
 Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
 „Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
 Und blutig bist, Germania, du gerochen!“
 Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
 Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
 Dann trat begeistert auf und feierlich
 Ein Sängerkhor und sang zum Harfenspiele:
 „Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!“
 Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
 Zur Nische streckten viele noch die Arme,
 Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!“
 Und Zepher taucht und Inful aus dem Schwarze,
 Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
 Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
 Da trat ich forschend zu in ihre Nähe:
 Tot war sie, tot! — In ihrer Züge Schatten
 Stand noch des Grames stille Siebdelei,
 Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
 Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
 Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
 Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
 Und, ihren Schwestern traulich sich vereineud,

Germania, die gute, leise weinend. — —
 Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
 Mit Majestät und Schrecken angetan,
 Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
 Durch Heideiland, verlass'ner stets und trüber.
 Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
 Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
 Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
 Der fester sich um deine Züge slicht.
 Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
 Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
 Löst er von deinem Angesicht sich ab
 Und hängt sich an die säuselnden Hypressen.

Heidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
 Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
 Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
 Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
 Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
 — So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
 Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
 Und leise Nebel übers Heideiland;
 Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
 Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
 Es lacht hinaus ins Ide Heideiland,
 Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
 Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.

Aus einer andern Zeit, der guten alten,
 Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schoß,
 Und reicher Segen das Gefild umfloß,
 Hat es die heitre Miene sich erhalten.
 Hier sah man einst in schönen Sommertagen
 Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
 Hier hörte man die Hirtenflöte klingen
 Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
 Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
 Daß abends er dem fröhlichen Gesellen
 Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
 Nun wiegt kein Saatkfeld seine goldnen Wellen,
 Und alles schläft in tiefer Heideruh';
 Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
 Schloß trauernd seine grünen Rippen zu;
 Und ringsumher Vergessen und Verswinden.
 Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
 Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
 — Ihm gleicht die Erde jenseit unsrer Heide;
 Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
 Die Erde tut, wie einst, noch immer froh
 Und schmückt sich gerne mit dem Blütenkleide;
 Getreu der alten, schon gedankenlosen
 Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
 Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
 Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
 Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
 Wenn unser Schälzel kommt, die Wetternacht.
 Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
 Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
 Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen
 Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
 Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
 Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn
 Und uns mit seinen leisen Silberhänden
 Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwinden. —
 Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
 Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
 Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
 Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,

Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
 Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
 Zum blutgetränkten Opferherde trug.
 Zum Opferherde trug ich's — Herd der Küche
 War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
 Zerriss'ne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
 Gebroch'ne Waisen-, Mutterherzen auch,
 Das Schlachtgeschloß auch — vom bösen Wetter
 Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen —:
 Das alles ward vom Chor der Freiheitsretter
 In ein Gericht zusammen dort gehauen,
 Woran das Glück nun der Aristokraten
 Sich schmelzend mästet, da zu ihrer Schmach
 Im Bande ziehn verstümmelte Soldaten
 Und betteln müssen um ein mildes Dach.
 Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
 Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
 Das sind die Menschen ohne Dank nicht wert,
 Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
 Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Heide
 Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen
 Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
 Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
 Den Trauermarsch: das Herz da — stillesteht
 Und den vergeßnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bitterer Spötter!
 Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
 Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;
 Hier steht das Unglück höher als die Götter!
 Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
 All seine Götterkräfte laß er glühn,
 Daß er die Seele dir von ihren Nagern
 Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
 Wird er den Seelentwurm hinausbeschwören,
 Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
 Daß einen treuen Freund an mir du hast,
 Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
 Wenn sie mich tragen zur ersehnten Raft,
 Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —
 Die Sonn' ist unter; — wie die Rebel flattern,
 Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —

So war der Abend, als mir Laura schwor!
 Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
 Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
 Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
 Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
 Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
 Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
 „Du Tor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
 „Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Tränen?“
 Und alle meine Wunden werden wach.
 Wie Buben einen Narren durch die Straßen
 Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
 So folgt es höhrend mir durch diese Heide
 Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh nicht so schnell vorüber
 An dieser stillen Heide,
 Zieh nicht so scheu vorüber
 An meinem tiefen Leide,
 Du Wolke in der Höh',
 Steh still bei meinem Weh!

O nimm auf deine Schwingen
 Und trag zu ihr die Kunde,
 Wie Schmerz und Groll noch ringen
 Und bluten aus der Wunde,
 Die mir mit ihrem Trug
 Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
 Du an vor ihrem Hause,
 So stürze dich als Regen
 Herunter mit Gebrause,
 Daß sie bei dunkler Nacht
 Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag an die Fensterscheibe
 Und schlag an ihre Türe,
 Und sei dem falschen Weibe
 Ein Mahner an die Schwüre,
 Die sie mir weinend sprach
 Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
 So magst von deinem Sitze
 Du, Donner, dich empören,
 Dann rüttelt, all ihr Blitze,
 Wenn ihr vorüberzieht,
 An ihrem Augenlid!

Die Heideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
 Mein Herz fand seine Freude,
 Als Dorf und Busch und Baum verschwand
 Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,
 Am Abendhimmel zogen
 Die Wolken hin, gewitterschwer,
 Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
 In dunkler, meilenweiter;
 Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
 Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
 Begann der Grund zu zittern,
 Stets hänger, wie ein jagtes Herz
 Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
 Von Hirten angetrieben
 Zu rastlos wildem Sturmeslauf
 Mit lauten Geißelhieben.

Der Kappe peitscht den Grund geschwind
 Zurück mit starken Hufen,
 Wirft aus dem Wege sich den Wind,
 Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
 Des Wildfangs tolles Jagen,
 Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
 Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
 Das Wetter kam gedrungen;
 Verschwanden — ob die Wolkennacht
 Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
 Zu hören und zu sehen
 Der Hufe donnerndes Gepöck,
 Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Kofse mir,
 Die eilend sich vermengten,
 Des Himmels hallendes Revier
 Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm ein wacker Koffeknecht,
 Sein muntres Siebel singend,
 Daß sich die Herde tummle recht,
 Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Kofse heiß,
 Matt ward der Hufe Klopfen,
 Und auf die Heide sank ihr Schweiß
 In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
 Mir winkt von fernen Hügeln
 Herüber weißer Wände Schein,
 Die Schritte zu beflügeln. *

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
 Froh, daß es fortgezogen,
 Sprang übers ganze Heideland
 Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahen allgemach;
 Die Sonne wies im Sinken
 Mir noch von Rohr das braune Dach,
 Dieß hell die Fenster blinken.

Am Siebel tanzte wie berauscht
 Des Weines grüner Zeiger,
 Und als ich freudig hingelauscht,
 Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Krüge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz in raschem Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket, und es klagt
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!“
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Träne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Sich' ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kindes Gesicht
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
 Nun die Zigeunerbande,
 Der Freude süßes Rasen steigt
 Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angeischt
 Hat Freude überkommen; —
 Da dacht' ich an das Hochgericht
 Und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
 Am Himmel nur war Leben;
 Ich sah der Sterne strahlend Heer,
 Des Mondes Wölle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
 Mit wachsender Gebärde
 Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
 Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
 Creilender Gefahren,
 Ob leise nicht der Grund verriet'
 Ansprenkende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
 Um in die hellen Sterne,
 Um in den hellen Mond zu sehn,
 Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
 Ihr Sterne dort, unzählig!
 In eurer stillen Sicherheit,
 Wie wandert ihr so selig!“

Er lauschte wieder — und er sprang
 Und rief hinein zum Hause,
 Und seiner Stimme Macht verschlang
 Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
 So saßen sie zu Pferde,
 Und auf und davon im schnellsten Flug,
 Daß rings erbehte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
 Die feurigen Gesellen,
 Und spielten alte Lieder mir
 Rakoczys, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
 Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
 Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
 Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
 Wie eine Witwe, eine einsam arme,
 Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
 Die tränenvollen, spät daran erquicke,
 Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
 Rings um das Wäldchen alles öd und einsam;
 Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
 Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
 Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
 Strohütten stehn umher zerstreut im Haine;
 Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
 Von Hirten eine friedliche Gemeine;
 Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
 Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
 Die Sonne geht im Westen still verloren,
 Und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
 Verweilen ihre warmen Blicke noch;
 Auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
 Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
 Sie stellten seine Bahre an die Linde,
 Als sollt' ihn einmal noch der Venz begrüßen,
 Der schon als Jüngling hat hinsterven müssen.
 Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
 Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
 Und aller Blicke hasten schmerzumslossen
 Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
 Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
 Der Vater hält des Toten Flöt' und Stab,
 Benehend sie mit mancher heißen Zähre;
 Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
 Die schlichten Zeichen seiner Hirtenlehre.
 Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,

Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
 Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
 Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —
 Wer aber kommt die Heide hergezogen,
 Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
 Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
 Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
 Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
 Wie altes, längst verwittertes Gestein;
 Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
 Wie düstern Fels entstürzt der Silberquell.
 Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
 Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
 Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
 „Müßt' ich nicht leuchten dem unstillen Fuß,
 Ich hätte längst mit eklem Überdruß
 Vor dieser Welt die Türe zugeschlagen!“
 Der Wanderer ist der Jude Ahasver,
 Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
 Zur Bahre tritt er feierlich und leise
 Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
 „So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
 Hemmt eurer Tränen undankbare Flut!
 Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
 Wenn er auch Toren euresgleichen schreckt.
 O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
 Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
 Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
 Den schon so früh dein milder Segen traf!
 Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
 Wie tief behaglich ist die Todesruhe!
 Das Auge fest verschlossen, ohne Tränen;
 Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
 Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
 Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
 Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
 Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
 Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
 Das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.
 Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
 Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
 Auf daß es einmal endlich fertig werde
 Und seinen Sabbat find' in kühler Erde.

Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
 Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
 Irret er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
 Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
 Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
 Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift
 Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
 Wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
 Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
 Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
 Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
 Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen
 Und immer noch das Märchen still erzählen,
 Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
 Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
 Die niederflattern ihren Todesreigen:
 „Noch immer, Erde, den uralten Tand
 Von Blüten-Treiben und Zerstoren, immer?
 Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
 Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
 Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
 Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
 Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
 Vergang'nes wie Zukünftiges zu schildern
 Und, blödd begafft, belauscht, neugier'gen Leuten,
 Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
 Die Blätter werden aufgemengt und frisch
 Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
 Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
 Doch immer find's die nämlichen Figuren!
 Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
 Die machtlos über mich dahingefahren. —
 Laß dich umarmen, Tod, in dieser Beiche,
 Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
 Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
 Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
 Derweil die Hirten jezt den Sarg verschließen,
 Starrt Ahasver außs Kreuzifix der Decke,
 Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
 Aus seinem finstern Auge Tränen fließen:
 „Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,
 Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
 Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,

Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
 Der mich um kurze Raft so bang beschwor;
 Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Tor!
 Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
 Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
 Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Türe
 Der Elemente, flehte um den Tod;
 Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
 Mein fester Leib erträgt des Odems Not.
 Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
 Versagten das ersehnte Todesglück;
 Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
 Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
 War ich geklettert auf die Felsenmauer,
 Wo nichts gedeiht, als süßer Todeschauer,
 Und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
 „O Mutter Erde, dein verlornen Sohn!
 Reiß' mich zerschmetternd an dein steinern Herz!“
 Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
 Sanft senkten mich die fluchgestärkten Rüste,
 Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
 „Tod!“ rief ich, „Tod!“ mich in die Erde krallend,
 „Tod!“ höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
 Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
 Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
 Der Tod, der in des Tigers Klauen glüht,
 Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
 Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
 Den Wanderer lauernd in die Ferse sticht,
 Mich nahm er nicht!“ —

Da wandte sich der Jude von den Hirten,
 Und weiter zog der Wanderer ohne Ruh'
 Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
 Ob seinem Haupt die Heibevögel schwirrten.
 Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
 Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
 Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
 Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Biegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Krauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaissten Trauertale,
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgefüßt vom Sonnenstrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharzten Fluch.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
 Zu den lichten Säulenhallen,
 Der Trommeten hell Gebröhne
 Und der Geigen tolle Lieder
 Stürzen vom Gerüste nieder,
 Als ein Wildbach froher Töne;
 Von dem Strome leicht bezwungen
 Wird der Gäste bunte Menge,
 Wird vom seligen Gedränge
 Rascher Tänze schnell verschlungen.
 Blumen und Orangenbäume
 Blühen, duften rings im Saale,
 Mahnen, holde Frühlingsträume,
 Mich an ferne Blütentale,
 Wecken mit dem stillen Gruß
 Mir ein banges Hinterlangen,
 Hauchen ihren leisen Kuß
 Schönen Mädchen an die Wangen.
 Doch den Frohen, Ruhelosen
 Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
 Sind ja selber junge Rosen,
 Die entflohen ihrem Strauche,
 Flatternd in geliebten Tänzen,
 Dem Gewinde bald entbunden,
 Bald zu anmutvollen Kränzen
 Von der Freude frisch gewunden;
 Können sinnend nicht verweilen,
 Müssen im Vergnügen eilen,
 Denn des Weltens Klage naht.
 Nie zu süßnender Verrat
 An der Blüte Augenblicken
 Wäre jede trübe Säumnis. —

Seht, da schwebt mit traurem Nicken,
 Ein süß neckendes Geheimnis,
 Eine holde Maske her.
 Ach, wer bist du? sage, wer? —
 Bist und weich von heller Seide
 Ist dein schlanker Leib umfangen,
 Und vom amarantnen Kleide
 Leicht und lustig überhangen,

Und du strahlst im Glanz des Goldes,
 Polenmädchen! wunderholdes!
 Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
 Trotzend auf so schöne Stelle;
 Wie der Demantstern dir blüht
 Aus der Nacht der Lockenwelle!
 Wie die Perlen dich umschmiegen,
 Die dir froh am Halse liegen!
 Deine Reize still zu ehren,
 Haben sie sich dort vereinet;
 Hat ein Gott dir Freudenzähren
 An den schönen Hals geweinet? —
 Doch betracht ich dich genauer,
 Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
 Rührst du mir das Herz zur Trauer,
 Und die heitre Deutung flieht.
 Mädchen, willst du in Symbolen:
 Weißem Nacken, Perlenschnüren,
 Uns das Trauerlos der Polen
 Mahnend vor die Seele führen?
 Zeigen uns im schönen Bilde
 Tränenvolle Schneegefilde?
 Ja, du kamst in dieses Haus,
 Weise strafend uns zu tragen
 In den schmerzvergeß'nen Braus
 Polens Glück aus alten Tagen,
 Daß wir seinen Fall bedenken
 Und in Wehmut uns versenken. —
 Abgewendet nun mit Schweigen
 Schwindest du im dichten Reigen,
 Wie Polonias Herrlichkeit
 Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
 Hier ein Ritter mit der Dame,
 Spricht von seinem Liebesgrame
 Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
 Mit Sandal' und Muschelhut,
 Wie entrückt in ferne Lande
 Über Berg und Meeresflut —
 Steht ein Pilger: seine Träume
 Säuseln ihm wie Palmenbäume,

Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus ins Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffel
Ha! schon seh' ich Mörwen ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverließen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume bringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
 Die heißen Mittagsbrände,
 Von ihrem Flammenkuffe glüht
 Das Schwert an seiner Bende;
 Will wecken ihm den tapfern Stahl
 Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
 Mit dürstendem Ermatten;
 Der fänke gern zu kühler Ruh'
 In seinen eignen Schatten,
 Der tränke gern vor dürrer Glut
 Schier seine eigne Tränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
 Weil's trägt ein tiefres Kränken.
 Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
 Vom Schlachtenangedenken.
 Manchmal sein Mund „Koszjusko!“ ruft,
 Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
 Steht er an grüner Stelle:
 Ein süßes Lied des Mitleids fängt
 Entgegen ihm die Quelle,
 Und säuselnd weht das Gras ihn an:
 O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
 Einflüstert ihn gelinde
 In einen schönen Helbentraum;
 Die Wellen und die Winde
 Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
 Umrauschen ihn wie Siegesfang.

Dort kommt im Osten voll und klar
 Herauf des Mondes Schimmern;
 Von einer Beduinenschar
 Die blanken Säbel flimmern
 Weithin im öden Mondrevier,
 Der Wildnis nächtl'ich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
 Von windverwandten Fliehern,
 Die heißgejagt im Mondenglanz

Dem Duell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie sehn der Narben Heiligtum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunkenen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterner Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erläß,
Stellt er ihm heimlich vor ins Grass.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liebes heißer Hauch.

Wie saßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
 Sind's fremde, fremde Töne;
 Was ihn in Waffenglanz umrauscht,
 Arabiens freie Söhne,
 Auf die der Mond der Wüste scheint:
 Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
 Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
 Schwebt der Dämm'ring zarte Verhüllung, und sie
 Säthelt, die holde;

Säthelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
 Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
 Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
 Über ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben Kleinen
 Säng'er prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
 Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
 Lieb'ern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
 Heben höher sich in die Rüste, um noch
 Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
 Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den fatten Kindern
 Selten nur enthallt das Segelock am Halse,
 Und es pflückt der wählende Bahn nur lässig
 Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
 Sinnend nach; dem Sinnenden jezt entfallen
 Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
 Stillen Gebete.

Buruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Nar sich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald,
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing empor dich, Geist, und verweile jezt
Beim Tode, jezt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offenen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der hängen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichterem Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harret der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Bläß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmeln eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Tränen stürzen mir vom Auge,
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebroch'ne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leifestes Nicken!

Am Grabe Hölty's.

Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Weilhens du dich, des ersten
Laubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
 Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sängers
 Tod!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
 Säuselnde Blumen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
 Bist du so früh schon
 Wiedergekommen?
 Sei mir gegrüßet,
 Primula veris!

Reiser denn alle
 Blumen der Wiese
 Hast du geschlummert,
 Liebliche Blume,
 Primula veris!

Dir nur vernehmbar
 Lockte das erste
 Sanfte Geflüster
 Weckenden Frühlings,
 Primula veris!

Mir auch im Herzen
 Blühte vor Zeiten,
 Schöner denn alle
 Blumen der Liebe,
 Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
 Primula veris!
 Holde, dich nenn' ich
 Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
 Wink des Himmels
 Gilst du entgegen,
 Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen,
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es bringen
Lauernde Fröste
Töblich ins Herz dir.

Mag es vertwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter.

I.

Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Ruch,
Und durch das Morgensternelein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirte: „Gott vergelt!
Die Ruhestatt, die milde Labe!“
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summt' nach der süßen Beute
 Die Biene hin am Wiesensteg;
 Die Lerche aus den Lüften streute
 Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
 Eichwald, da hört' ich leif' und lind
 Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
 Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
 Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
 Als möcht' er mir was anvertrauen,
 Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
 Was Gottes Liebe finnt und will:
 Doch schien er plötzlich zu erschrecken
 Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
 Auf einer steilen Alpenwand;
 Doch blickt' ich oft zu ihm hin nieder,
 Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Rüh' am Wiesenhange;
 Der Hirte unterm Kieferdach
 Ging still bei ihrem Glockenklange
 Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Herde nimmer,
 Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
 Der steile Pfad wird steiler immer,
 Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
 Der Quell mit einem bangen Schrei,
 Enteilt dem grauenvollen Orte
 Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
 Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,

Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Lobesluft.

Komm, Gottesleugner, Gott zu fühlen;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler türmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschrocken,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebenen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Bertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Rätselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort erfann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n, doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die laufende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
 Herauf der finstre Wolkenzug:
 So nimmt der Zorn im heißen Drange
 Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Haber;
 Auf seiner dunkeln Stirne glüht
 Der Blitz hervor, die Zornesader,
 Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
 Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
 Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
 Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
 Der Regen säuselt milde Ruh';
 Da sah ich froh ein Hüttlein winken
 Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
 Bot mir die Hand gedankenvoll
 Und hob sie dann empor zum Segen,
 Der sanft vom Himmel niederquoll.

Und ich empfand es tief im Herzen,
 Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
 Daß aus der Weste leichten Scherzen
 Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Babebecher trank ich
 Und schlich, wohin die Ruh' mich rief,
 Hinaus zur Scheune; müde sank ich
 Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
 Das träumt' ich nun im Schläse nach;
 Und träumend hört' ich, wie der Regen
 Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
 Wenn drauf der Regen leise klopft;
 So mag sich's ruhn im Totenschreine,
 Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirt ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe
Und zog in stiller Dämm'ung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staube beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versöhnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holbe Düste wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüten.

Über ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Giebt der Benz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;

Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Tale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießt
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Tränen, viel vergießet;

Auf der Taten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei begrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den hangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüten schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Venz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlass'nen Freuden.

An den vollen Blütenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewußt —
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Reichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüten seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbenen schalt,
Jesko muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehen,
Mit den Blüten, die dahin,
Um so bald'er sich zu mengen.

Hat die leichten Blütenfloßen
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Seunnin.

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar:
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Dämmer frohem Kreise
Sinknietest du, zu beten leise,

In heller Frühlingsmorgenstunde;
 Mit Kindesblicken, innig frommen;
 War all dein Herz zu Gott gekommen:
 Da sandte, freundlich dir begegnend
 Und deine fromme Seele segnend,
 Ins holde Auge dir zurück
 Der Himmel einen warmen Blick,
 Der sich vertieft in seinen Schimmer,
 Gelieben ist und scheidet nimmer.
 O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind,
 Woniglich geschlafen ein,
 Trug die Mutter leif' und lind,
 Dich in jenen Blütenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
 Sangen Vöglein Abendsang,
 Der in deinen Kindesstraum
 Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
 Grüßte dich mit lindem Hauch;
 Freundlich segnend küßt' er dich,
 Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
 Goß er dir aufs weiche Haar,
 Auf die Bilientwangen dein
 Legt' er leif' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
 Froh an deinem Schlummer hing,
 Sah, wie dir am Angesicht
 Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
 Wuchs am Haupt dir lang und voll,
 Der im goldnen Lockentanz
 Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
 Deine Wange rosenrot,
 Drauf noch immer freudig glüht
 Jener süße Rosentob!

Auf ein Faß zu Öhringen.

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
 Vor Zeiten froh im Waldesraum.
 Mir galt der Sonne erster Kuß,
 Ich brachte, war sie schon geschieden,
 Dem Wanderer zum Abendfrieden
 Von ihr noch einen Purpurkuß.
 Da sah mich einst der Küfer ragen,
 Der kam und hat mich schnell erschlagen.
 Ahe! Ahe! du grüner Hain!
 Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
 Du Vogelsang und Wetterklang,
 Der freudig mir zur Wurzel drang!
 Die Waldesluft ist nun herum,
 Ich wandre nach Elysium.
 Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
 In dieses himmlische Gemach;
 O nehmt das Loß der Auserkornen
 Von all den tausend Waldgebornen,
 Das schöne Loß, das große Loß:
 Tief in des Grundes kühlem Schoß
 Ein Faß zu fein, ein Faß zu fein,
 Nicht so ein still verlass'ner Schrein;
 Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
 Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
 Ein Trunk das ganze lange Leben,
 Den Becher durch und durch erfüllen!
 Komm, komm, bewegter Erdengast,
 Und halte hier vergnügte Raft.
 Mach dir das Herz im Weine flott;
 Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?
 Braust dir der Geist durchs Innre hin,
 Von dem ich selber trunken bin?
 Er ist so feurig, süß und stark:
 O schlürf ihn ein ins tiefste Mark! —
 Nun, Wandrer, wandre selig heiter,
 Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
 Schon tauchen dir im Rosenlichte
 Herauf gar liebliche Gesichte:
 Manch teures längst verlornes Gut,
 Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
 Sie kommen dir auf Weinesflut

Jetzt frisch und froh herangefahren.
 Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
 Zu kühner That hinaus! hinaus!
 Du giebst den Kuß der ersten Liebe;
 Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
 Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
 Und Gram und Sorgen all versunken;
 Wir schützen dich, hier packt dich nicht
 Ihr freches, quälendes Gezücht,
 Wir stehen Faß an Faß zusammen,
 Wir lassen unsre Waffen flammen;
 Und heimlich hinter unsern Bäumen
 Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
 Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
 Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
 Laß tragen dich von flinken Rossen
 Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
 Dort schwankt unter grünen Bäumen
 Mit deiner Last von Himmelsträumen,
 Und lausche dort den Harmonien,
 Die durch den Zaubergarten fliehen.
 Ein voller stürmischer Afford
 Nimmt dich an seinen Geisterbord,
 Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
 Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
 Silberwölklein flogen,
 Ob der holden Frühlingspracht
 Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wief' und Hain,
 Jeder Pfad verlassen;
 Niemand als der Mondenschein
 Wachte auf der Straßen.

Reife nur das Büßtchen sprach,
 Und es zog gelinder
 Durch das stille Schlafgemach
 All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Mauher war mein Postillon,
Rieß die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Raum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Kofse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!“

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
 Dem dort unterm Rasen
 Zum getreuen Brudergruß
 Sein Leiblieb zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
 Frohe Wandersänge,
 Daß es in die Grabesruh'
 Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
 Klang vom Berge wieder,
 Ob der tote Postillon
 Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
 Mit verhängtem Zügel;
 Sang mir noch im Ohre lag
 Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das teure Land verließ,
 Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
 Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
 Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernstestn Scheidegruß
 An meiner Freuden maiengrünem Saume,
 Als mir im Auge quoll der Tränenfluß,
 Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebenswohl herab
 Der reichsten einer von den Blütenzweigen,
 Der freundlich mir noch eine Rose gab;
 Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
 Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!“
 Das war der stummen Gabe milder Sinn;
 Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderlose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
 Vom teuren Lande trennen mich nun Meere;
 Und wie mir einst das Lebenswohl gebot,
 Neß' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
 Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
 Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
 Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
 Will meine Hand die Rose wieder wecken;
 Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
 Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
 Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
 Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
 Hörbar geworden plötzlich meinem Rauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
 Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
 Wer sind die lauten, wildbewegten Ruser?
 Indianer sind's, die von der Heimat scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
 Der Häuptling naht mit heftig raschem Schritte,
 Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
 Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Herde,
 Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
 Die kommen sind, uns von der Muttererde
 Und von den alten Göttern fortzureißen.“

Mir ist es klar, ich seh's im Sicht der Flamme,
 Die mir das Herz verbrennt mit wildem Magen:
 Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
 Den Mut zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindeschlaf genossen,
 Verlassen wir, der uns sein Wild geboten;
 Wo liebend wir ein teures Weib umschlossen;
 Den Wald, wo wir begraben unsre Toten.

Nacht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügel'schar beschließen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Toten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Reige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Tränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmut plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Rüste,
Schon braust des Schmerzes volle Überschweimmung
In wilden Klagen um die stillen Grüste.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finstern Sehnen
Die teuren Hügel der Zurückgebliebenen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Tränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauchet,
Wo nur dem Klagehauch der Totenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimatlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklangen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
 Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
 Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
 Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
 Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
 Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
 Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer
 Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
 Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
 Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durchs dünnere Gebräng der Bäume
 Zurück nach dem verlorenen Mutterlande,
 Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume,
 Rotglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
 „Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
 Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
 Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
 Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
 Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret,
 Das Wild verzweifeln aus den Gluten stürzet.

Geweket von des Wildes Wehgeheule
 Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
 Kommt schwirrend rings heran mit trunkner Eile
 Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
 Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
 Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
 Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betrübten, Tieserboften
 Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
 Als der zerfließt im Morgenrot von Osten
 Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jezt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jezt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet mildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenriffe,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödlich bitteres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Water, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu fingen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
 Blitze flattern um den Todesnachen,
 Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
 Und die Männer kommen festentschlossen
 Singend schon dem Falle zugeschossen,
 Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiseblätter.

II.

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
 Auf das die Freiheit im Vorüberflug
 Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt
 Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
 Wohin das Unglück flüchtet ferneher
 Und das Verbrechen zittert übers Meer;
 Das Land, bei dessen lockendem Verheißern
 Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
 Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
 Um es am fremden Strande zu zerreißen
 Und dort den zwiefach bitteren Tod zu haben;
 Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
 In jenem Lande bin ich einst geritten
 Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
 Die Sonne war geneigt im Untergang,
 Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
 Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
 Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.
 Vermildernd schien das helle Abendrot
 Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
 Wo ungestört das Leben mit dem Tod
 Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.
 Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
 Erdrückt von des Todes Überwucht,
 Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
 Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
 Es sucht umsonst, hier, dort hervorzu sprossen
 Durch Moderstämmen, dürre Todesfinger.
 Wohin, o Tod, wirfst du das Pflanzenleben

In deiner starken Faust, und meines heben?
 Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
 So frug ich bange zweifelnd und empfand
 Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
 Und fühl' es fühler schon im Herzen fließen.
 Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
 Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
 Und starrete, trauriger Gedanken Raub,
 Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
 Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
 Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
 Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
 Längst sind die Blüten und die Vögel fort.
 So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
 Die schönen Ahnungsblumen im Gemüt;
 Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
 Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
 Dann bin ich still und tot, wie dieser Baum,
 Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
 Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
 So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
 Und seine Arme ihm entgegenrang,
 Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
 Und als er seinen süßen Frühlingsduft
 Beseelend strömte weithin in die Luft —
 Schien nicht sein schönes Leben wert der Dauer,
 Und starb es hin, ist's minder wert der Trauer,
 Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
 Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
 So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
 Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
 Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte
 Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
 Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
 Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
 Ich aber rief: „Ist's auch der Mühe wert,
 Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?“
 Es blickt' mich an mit stiller Lebenslust,
 Die wärmend mir gedrungen in die Brust
 Und ruhebringend wie mit Zauber Macht.
 Und auf den tief einsamen Waldeswegen
 Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen
 Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einem Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todestwunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehre ich übers Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar:
Gedanken, fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wief' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerfliegen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,

Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Frislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
Solang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepakt.

Erd' und Himmels unbekümmert,
Gilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emfig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwachten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Zigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
Hörbar vor allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rater,
Wechselnd raucht' er und sprach, und aller Augen
Hingen an seinen Rippen, der Alte schien

Aus dem Zigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
 Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehen.
 Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg,
 Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
 Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
 Als das englische Talergelispel schwieg.
 Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
 Holt' ich den Uhländ aus meiner Satteltasche.
 Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald,
 Das ich mir laut den herrlichen „Held Harald“.
 Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
 Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
 Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
 Dochend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
 Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
 Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
 „Uhländ! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
 Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
 Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
 Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
 Krachend stürzten draußen die nachtgeschälten
 Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
 Und im Sturme, immer lauter und länger,
 Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
 „Wie sich der Sturm bricht heulend an festen Gebäude,
 Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
 Sucht umsonst zu rütteln die festverstopfte,
 Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!“
 Daurig war mir da und finster zumut,
 Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
 Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
 In des Kummers zweifelstacterndem Dichte.
 „Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
 Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
 Der ich bald doch werde müssen erkalten,
 Der ich selber zu Asche sinken werde.
 Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
 Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
 Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
 Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
 Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
 Schürend und sachend meine Gedankenhaft?“
 Also führt' ich mit mir ein wirres Klaudern;

(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schauern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschloss'nen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Büßchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen

Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
 Eilig kommen sie heraufgefahren,
 Haben sich in angstverworrnen Scharen
 Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
 „Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
 Und sie weinen aus ihr banges Weh.
 Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
 Auf das stille Bett herab und schauen,
 Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
 Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
 Und sie springt vom Lager hoch empor:
 Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
 Und sie tanzen freudenvild und singen
 Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sei willkommen!
 Fünf Tage lag das Meer
 So still, so bang beklommen,
 Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
 Sehnt' ich mich auf der See,
 Wie einst mein Jägerlauschen
 Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
 Am frischen Neckarfluß?
 Den heimatlichen Feldern?
 Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
 Im raschen Wanderzug,
 Nahm durch die Stoppelfelder
 Den ungehemmten Flug.

Nun ich durch Feld und Auen
 Mein Wanderliedlein pfiß,
 Komm' ich nach euch zu schauen
 Im Emigrantenschiff.

Weil alter Liebesbande
 Das Schifflein müd und matt,
 Jag' ich's vom Mutterstrande
 Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimatliches Thal,
 Mir wird so wohl und wehe,
 Daß ich dich nun einmal,
 Erschntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir begrüßt!
 Noch grünen deine Reben,
 Womit du oft verfüßt
 Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbstfrüchte schwanden dir,
 Die deine Trauben reiften,
 Und die vom Herzen mir
 So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
 Wo ich vor so viel Jahren
 Gehegt den Jugendtraum,
 Der schein dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
 Doch andre Menschen schreiten
 Geschäftig ein und aus,
 Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
 Nach einem Freund mit Zagen
 Und Furcht, ich könnte schier
 Nach einem Toten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
 Wo wir gesreut uns haben,
 Die Lieben all sind fort,
 Verreiset und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
 Mich fühlend zu verlassen,
 Und tu' auch keinen Gang
 Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
 Und schläft des Tags Gebrauche,
 Schleich' ich heran mich sacht
 Zu manchem Freundeshaufe.

Die süße Träumerei
 Such' ich dann festzuhalten,
 Als ob doch alles sei
 Geblieben hier beim alten.

Zum Fenster dann empor
 Blick' ich und lausch' und grüße,
 Ob mich, den ich verlor,
 Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheid nicht,
 Bis ich zu schauen meine
 Sein liebes Angesicht
 Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
 Singe deinen Ruf ins Thal,
 Daß die frohe Felsensprache
 Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
 In die Brust den Bergen drang,
 Wie dein Wort die Felsenseen
 Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie alles flieht,
 Scheidest du mit deinem Lieb,
 Wenn dich Liebe fortbewogen,
 Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
 Traurig stumm herübersehn
 Dort die grauen Felsenzinnen
 Und auf deine Lieber sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldbumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne Tat erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur Tat hinunterschließen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr stötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Tal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wanderer findet hier Genossen;
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell übers Tal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines toten Freund's gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: Wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Gepolter:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmut aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwäge;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Neze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriff'ne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spielgefährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist vor seinem Untergange?

Ist solche Bängnis nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durchs öde Thal die Herbstesnebel schwanen.

Atlantica.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit feinen Wunden
Nun auf immer schlief.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefwärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Rätselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehrend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Reifen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Büftchen schweiget.
Jede Welle sank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belübe
Allzutrübe, allzuschwer,
Beget sich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruh't das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhebe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Gainen
Überrascht' ein dunkles Weh,

Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Büge,
Daß im Schoß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimnis, was er fühlt,
Dem die Tränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
 Seh' ich die Flut sich dehnen,
 Die uferlose; mich ergreift
 Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
 Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
 Da lächelt seinen Morgengruß
 Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
 Im kalten Wogenlärm,
 Wie wohl tut Menschenangeficht
 Mit seiner stillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
 Bist du mir nun zurück!
 Dein liebes Angesicht verschwand
 Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein und denk' an dich,
 Ich schau' ins Meer hinaus,
 Und meine Träume mengen sich
 Ins nächstliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
 Ergreift mich Freude schier:
 Da wird so heimisch mir zumut,
 Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
 Dein heilig Eichenlaub,
 Wo die Gedanken still verwehn
 Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
 Braust mir dein Felsenbach,
 Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
 Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall
 Zu mir herüberzieht,

Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmütig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: Gedanke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Stillstand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umring den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsfcheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Tränenold!

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundner Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und türmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurra! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf aufs zitternde Schwanken
Der Bouffole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,

Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimat wiederzusehn,
Am Berdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Rüstefänger, den Wolkenrafer,
Den Mondespflücker, den Sternengrafer;
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts getan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Über ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

Ober hat der Frühling eine Kunde
 Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
 Als er diesen Jüngling fallen ließ?
 Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
 Froherstaunt, in der Korallenauen
 Stille, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
 Schöner Fremdling, in die nassen Locken
 Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
 Werden sie in ihren Felsenriffen
 Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
 Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Kings im Kreise lauscht die Menge
 Bärtiger Magyaren froh;
 Aus dem Kreise rauschen Klänge:
 Was ergreifen die mich so? —
 Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
 Rotgeglüht von Weinesglut,
 Spielt da die Zigeunerbande
 Und empört das Heldenblut.
 „Laß die Geige wilder singen!
 Wilber schlag das Zimbel du!“
 Ruft der Werber, und es klingen
 Seine Sporen hell dazu.
 Der Zigeuner hört's, und voller
 Wölft sein Mund der Pfeife Dampf,
 Lauter immer, immer toller
 Braust der Instrumente Kampf,
 Braust die alte Heldenweise,
 Die vor Zeiten wohl mit Macht
 Frische Knaben, welke Greise
 Hinzog in die Türken Schlacht.
 Wie des Werbers Augen glühn!
 Und wie all die Säbelnarben,

Ehrenröslein purpurfarben,
 Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
 Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
 Das sich oft in Blute wusch;
 Auf dem Tschako, freudetrunken,
 Taumelt ihm der Federbusch. —
 Aus der bunten Menge ragen
 Einen Jüngling, stark und hoch,
 Sieht der Werber mit Behagen:
 „Wärest du ein Reiter doch!“
 Ruft er aus mit lichtern Augen,
 „Solcher Wuchs und solche Kraft
 Würden dem Husaren taugen;
 Komm und trinke Brüderschaft!“
 Und es schwingt der Freudigrasche
 Jenem zu die volle Flasche.
 Doch der Jüngling hört es schweigend,
 In die Schatten der Gedanken,
 Die ihn bang und süß umranken,
 Still sein schönes Antlitz neigend.
 Ihn bewegt das edle Sehnen,
 Wie der Ahn ein Held zu sein;
 Doch berieseln warme Tränen
 Seiner Wangen Rosenschein.
 Außer denen, die da rauschen
 In Musik, in Werberswort,
 Scheint er Klängen noch zu lauschen,
 Hergeweht aus fernem Ort.
 „Komm zurück in meine Arme!“
 Fleht sein Mütterlein so bang;
 Und die Braut in ihrem Harme
 Fleht: „O säume nimmer lang!“
 Und er sieht das Hüttchen trauern,
 Das ihn hegte mit den Seinen;
 Hört davor die Linde schauern
 Und den Bach vorüberweinen. —
 Pochst du lauter nach den Bahnen
 Kühner Taten, junges Herz?
 Oder zieht das süße Mahnen
 Dich der Liebe heimatwärts?
 Also steht er unentschlossen,
 Während dort Geworbne schon
 Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,

Lustig mit Drommetenton;
 „Komm in unsre Reiterseharen!“
 Fällt der Werber jubelnd ein,
 „Schönes Leben des Husaren,
 Das ist Leben, das allein!“ —
 Jünglings Augen flammen heller,
 Seine Pulse jagen schneller. — —
 Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
 Eine finstere Gestalt,
 Tiefen Ernstes, schreitet leise,
 Und beim Werber macht sie Halt,
 Und sie flüstert ihm so dringend
 Ein geheimes Wort ins Ohr,
 Daß er, hoch den Säbel schwingend,
 Wie begeistert loht empor.
 Und der Dämon schwebt zur Bande,
 Facht den Eifer der Musik
 Mächtig an zum stärksten Brande
 Mit Geraun und Geisterblick.
 Aus des Basses Sturmgewittern,
 Mit unendlich süßem Sehnen,
 Mit der Stimmen weichem Bittern,
 Singen Geigen, Grabfireden.
 Und der Finstre schwebt enteilend
 Durch der Pauscher dichte Reihe,
 Nur am Jüngling noch verweilend
 Wie mit einem Blick der Weihe. —
 Bald im ungestümen Werben
 Wird der Liebe Klage laut,
 Wird das Bild der Heimat sterben;
 Arme Mutter! arme Braut!
 In des Jünglings letztes Wanken
 Bricht des Werbers rauhes Zanken,
 Nacht des Werbers bitterer Hohn:
 „Bist wohl auch kein Heldensohn!
 Bist kein echter Ungarjunge!
 Feiges Herz! so fahre hin!“
 Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
 Zorn und Scham der Wange Glühn —
 Hin zum Werber, von der Rechten
 Schallt der Handschlag in den Hüften,
 Und er gürtet, kühn zum Fechten,
 Schnell das Schwert sich um die Hüften. —

Wie beim Sonnenuntergange
 Hier und dort vom Saatgefild
 Still walbeinwärts schleicht das Wild:
 Also von der Ungarn Wange
 Flüchtet in den Bart herab
 Still die scheue Männerzähre.
 Ahnen sie des Jünglings Ehre?
 Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeslecht,
 Vom harten Glück verstoßen,
 Da ruht der arme Schifferknecht
 Mit seinen müden Kossen.

Er häuft bei Tag und Nacht am Strand,
 Der Herd- und Hüttenlose,
 Und ihm gedeiht im Uferstrand
 Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
 Still blickt der Mond hernieder;
 Die Donau murmelt ihrem Kind
 Gewohnte Schummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
 In starken, tiefen Zügen;
 Berauschet ihn, ihr Phantasein,
 Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
 Im goldnen Morgenscheine,
 Und ihm ertöne Vogelsang
 Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
 Umrankt von grünen Bäumen,
 Und eine schöne junge Braut
 Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
 Da sitzen selig beide;
 Heimkehrt mit frohem Glockenklang
 Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
 Und nicht die Geißel knallen,
 Hört nicht der Schiffer langen Ruf
 Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
 Den armen Kameraden
 Samt seinem Roß ins Wellengrab
 Fortreißt der arge Faden.*)

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
 Allein mit ihrem Harme
 Marie, das Antlitz weß und blaß,
 Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und sann,
 Sann nach den alten Zeiten,
 Und manche heiße Träne rann
 Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
 Bei lieben Eltern wohnte,
 Und süßer Gottesfriede noch
 Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging
 Und ihre Wange glühte,
 Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
 An ihrer Jugendblüte;

Als sie am lauten Erlsbach
 Dem Wilhelm, freudetrunken,
 Das erste Wort der Liebe sprach
 Und ihm ans Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!“ —
 „Das alles ist vorüber!“
 So dachte sie und schluchzte laut,
 Ihr Herz ward immer trüber:

*) Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichem;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Träne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekanntes Lebens! —

Da glänzt' ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gesunkel:

„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühl't und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!“

Ich wischte mit treuloser Hand
Die Tränen von der Wange
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

Nun ist mein Herz so grabesdumpf,
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüfte!“

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
 Der ihren Locken schmeichelt,
 Als wollt' er trösten, ihr gelind
 Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen geh!
 Laß ruhn den welken Flieder!
 Du tußt ihr mit den Blüten weh,
 Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
 Es ruft ein Mann: „Maria!“
 Die Freude stößt ihn wild herein:
 „O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
 Mich durch die Welt getrieben;
 Hab' viel gelitten, viel gewagt
 Und bin dir treu geblieben!

Wenn schier mein Herz vor Reide brach
 In lieblos fremdem Orte,
 So dacht' ich an den Erlenbach,
 Ich dacht' an deine Worte!“

Er preßt sie felig an das Herz;
 Sie aber muß sich wenden,
 Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
 Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
 Sie hin zu seinen Füßen;
 Er weint, er deckt ihr Angesicht
 Mit feurig banger Küssen.

„Mir nicht den Kuß, bin sein nicht wert;
 Tief sank ich ins Verderben!
 Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
 Zieh fort und laß mich sterben!“ —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
 Da schied er, schwer bellommen,
 Ging still hinaus zum Erlenbach,
 Der ihn mit fortgenommen.

Begräbnis einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, im schwarzen Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Gebärden;
Die Not nur blieb dir treu, solange
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schönster Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzt,
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzt;

Doch kränkt dich nicht der bittere Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen,
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wohl längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle.**1.**

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählich schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schweremütig ihrem Tode nachzufinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlass'ne, stille Waldkapelle.

Wo find sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos? —
Wo find sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderbar dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!“
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Halleluja!“
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Raft,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!“ ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmut lichtet sich das Thal,
Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsbeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers farge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub
Und läßt die fahlen Äste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittere Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten Hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!“

Und heller glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldestal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergift!
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unversehrt von ihrem falschen Schwur
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle,

Der Raubschük.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blüht
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad faust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte tut manch raschen Zug;
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Not,
Die längst begrabnen, neuertwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund?
Ein Weidmann mit dem Feuerrohr,
Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gamsbart auf dem Hut,
Das grüne Wams besleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Gesicht,
Sein Haar entseht zu Berge fliegt
Sein Blut zum Herzen kriecht:

Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;
Gehorchend nimmt er sein Gewehr
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!“

Sie ziehen fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: „Such, Hundel, such!“

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!“

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
„Was ist's in jener Welt?“
Da murmelt trüben Angeichts
Der Jägermann: „Es ist halt nichts!“

Warnung im Traume.

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfuhl
 Mit matten Herzensschlägen,
 Sie legte blaß und todeskühl
 Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
 Der Kräfte letzten Glimmer,
 Daß nun das Kind ihr treues Herz
 Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
 Hält sie dem Sohn vereinet,
 Wie mildes Mondlicht in der Nacht
 Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umfliehet sie auch im Geisterflug
 Still segnend den Bedrohten,
 Gewaltig ist der Sinnenzug,
 Und kraftlos sind die Toten.

Sie sah, wie's letzte Kösslein sich
 Von seiner Wange stehle,
 Und wie die Unschuld ihm verblich,
 Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
 Stets fesselnder umgarnen;
 Ein Trost nur war geblieben ihr:
 In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrauchten Tag,
 Verbuhlet und vertrunken,
 Der Jüngling auf dem Bette lag,
 Dem Schläfe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er abends irrt
 Durch vollbelebte Straßen,
 Wo manche Dirne lockend firt
 Zu lüsterne'm Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
 Von Pfahl zu Pfahl und zündet
 Dem Laster seine Sterne an,
 Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Haft
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne seh',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets
Und lockender entweichen.

Sie gleicht einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Toten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?“
Da pfeift ums Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!“
Also der Jüngling steht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
 Mit argbetroffenen Blicken
 Sieht er nur Gräber ringsumher
 Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
 Zu seiner Qualgenesung:
 Mit grauerwischtem Angesicht
 Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlumme auf,
 Hat er den Traum versungen
 Und hat der wüste Lebenslauf
 Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
 Am schweigenden Altare
 Dem Jüngling wirklich angetraut,
 An seiner Totenbahre.

Vermischte Gedichte.

Die Tränen.

Tränen, euch, ihr trauten, lieben,
 Bring' ich diesen Dankgesang!
 Seid ja auch nicht ausgeblieben,
 Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
 Still herab, als wolltet ihr
 Meinen Schmerz behorchen leise,
 Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
 Tief vom Unglück eingebohrt,
 Kam der Trost von euch und spülte
 Linde die Verzweiflung fort.

O, flieht keinen Wildumbrohten
 Von Orkan und Wetterfchein!
 Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
 Daß den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Trause seiner Seele
Nehe mild sein Angesicht

Mit der Wehmut süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiseflager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Überfüllend will hinein!

Und die Tränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern, und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Freudenfette
Ralt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Dlung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Träne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit.

1.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
 An der morschen Diele nur
 Reget sich der kleine Nager,
 Und es pickt die Pendeluhr,
 Die eintönig mich bedeutet,
 Wie das Leben weiterschreitet.

Über trübe, heitre Stellen
 Schreitet's unaufhaltsam hin,
 Wie des Stromes rasche Wellen
 Blum' und Dorn vorüberziehn.
 Immer senkt die Bahn sich jäher,
 Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
 Weht es aus der Niederung;
 Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
 Wie aus banger Dämmerung
 Meines Herzens matten Schlägen
 Rauscht die Todesflut entgegen.

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
 Nimmt so heiß in deinen Schoß;
 Doch du schweigst und hast nicht einen
 Seufzer für mein trübes Los!
 Regen schon die Jugendjahre
 Abgeblüht mich auf die Bahre,
 Wird kein Auge feuchten sich?
 Wird kein Busen bänger schlagen,
 Wenn sie mich zu Grabe tragen?
 Liebt kein Herz auf Erden mich?
 Heißer strömt es von der Wange:
 Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durchs Leben,
 Sinnende Melancholie!
 Mag mein Stern sich strahlend heben,
 Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
 Wo der Adler einsam haust,
 Tannen starren in die Lüfte,
 Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Toten dann gedenk' ich,
 Wild hervor die Träne bricht,
 Und an deinen Busen senk' ich
 Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
 Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühl't;
 Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
 Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
 Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
 Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.
 Traurig flüstern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
 Totenkränze nunmehr schöner verbliehener Zeit.
 Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
 Auch nur Feier des Tods schöner verbliehener Zeit.
 Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
 Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
 Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
 Und es rausche dir zu: „Denke des liebenden Freund's!“

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
 Der mondbeselkten schönen Sommernacht
 Die Burgruine; und in Tannenzweigen
 Hinseu'zt ein Lüftchen, das allein bewacht
 Die trümmervolle Einsamkeit,
 Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im stillen Tale
 Die ernste Schar bekreuzter Hügel dort,
 Wo dauernder der Schmerz in Totenmale,
 Als in verlass'ne Herzen sich gebohrt;
 Bei Sterbetages Wiederkehr
 Besuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
 Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
 Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
 Und fortgerissen in die rasche Flucht
 Wird auch der Jammer; und der Hauch
 Der sanften Wehmut schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
 „Vergänglichkeit!“ klagt's hier auch meinem Ohr,
 Wo längst der Kindheit Freudenklang' entschliefen,
 Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
 Wo bald in jenen Seufzer bang
 Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Bögerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
 Rastt auf der Weide noch das Roß
 Die letzten Halme, will nicht weiter,
 Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
 Gewaltig in die Seiten bringt
 Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
 Den Tod ihm sitzen am Genick,
 So klammert sich sein Fuß ans Leben,
 Er bittet um den Augenblick,
 Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
 Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
 Ist noch die Schaufel feucht;
 O Weib, o Nichts von einem Weibel
 Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
 Ins Herz, du Schandeborn!
 Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
 So jage dich mein Zorn.

Das Tränenschild, den Flor herunter,
 Mit dem du dich behängt!
 In dieser Kneipe wird die Träne,
 Die edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
 Du Armer, sprich, was weinst du so?
 Daß treulos dir im raschen Schwunge
 Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
 Hinüber dort nach jenem Baum,
 Bald wieder nach dem leeren Bauer
 Blickst du in deinem Kindesraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
 An deines Lieblings ödes Haus
 Und prüfeest rings die Sprossentwände
 Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörst du singen
 Den Fernen, den dein Herz verlor,
 Und unaufhaltsam eilig dringen
 Die heißen Tränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
 Daß du nicht dastehst trauernd einft
 Und um die beste, schönste Habe
 Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
 Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
 Darin so mancher Schmerz dir tobte,
 Dir säufelte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
 Nicht drückest deinem Busen ein,
 Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
 Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
 Gesänge aus der Ferne her;
 Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
 Das Vögelein aber kehrt nicht mehr! —

Abschied.

Lied eines Auswandernden.

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
 Mein Vaterland, das, feige dumm,
 Die Ferse dem Despoten küßt
 Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
 Du gabst, was Knaben freuen kann;
 Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
 Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
 Zu Boden schnell, wenn Wildbeschar
 Heran sich stürzt fürchterlich;
 Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin,
 Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
 Und lässest ihn vorüberziehn
 Und hältst den bangen Atem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
 Hin, wo die Götterflamme brennt!
 Meer, spüle mir hinweg die Klust,
 Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
 An deren blütenreichem Strand
 Die Flut der Tyrannei zerschellt,
 Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im goldnen Glückswagen
 Dahin den raschen Trott,
 Von leuchtenden Büsten fortgetragen,
 Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
 Dir aus dem Weg so bang,
 Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
 Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
 Das arme Vaterland
 Und flehte dich an um milde Pflege
 Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
 Wie auch die Träne rann:
 Du triebst mit gellendem Geißelschlage
 Vorüber dein Gespann! —

„Halt!“ schlug nun eine grause Stimme
 An dein entsetztes Ohr,
 Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
 Der Tod, vom Wald hervor

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
 Vom Wagen, riß mit Macht
 Dich fort, trotz Flehen und Angstgebärde,
 In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
 Hält Wacht an deinem Grab,
 Scheucht Tränen und Seufzer und Hänckerungen
 Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
 Auf's Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
 Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
 Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
 Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
 Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten
 Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
 Als für's Gewürm des Grabes eine Mast;
 Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
 Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
 Einförmig stets das Aufguktierchen schwimmt,
 Ob es vielleicht nach rechts die große Reise,
 Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin.

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
 Rauscht' uns ein Walb entgegen seinen Gruß,
 Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
 Die Blätternacht mit ihrem Labeuß.
 Und wie wir aus den heißen, hellen Tristen,
 Wo mühend sich der Mensch dem Leben weicht,
 Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
 Und in den Schatten Gottes: Einsamkeit; —
 So flohen deine heiteren Gespräche
 Fort von des Lebens wüstem, steilem Gang
 Walbein und wanden sich als klare Bäche
 Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
 Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
 Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
 Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
 Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
 Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
 Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
 Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
 Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
 Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
 Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
 An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
 Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
 Den Pinsel, und er malte warm und mild
 Dem sel'gen Horcher dein entzündend Bild,
 Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
 Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
 Des Busens Drang ins enge Wort zu zwingen,
 Hinüber uns in seine Welt zu singen;
 So hat der Freund vergebens dich gemalt,
 Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
 Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrſüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
 Lieber all dein heißes Streben
 In den eignen Busen kehre,
 Und du lebst ein schön'res Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
 Ein räthselhaft geborner,
 Und, kaum gegrüßt, verlornor,
 Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern.

Um meine wunde Brust geschlagen
 Den Mantel der Melancholei,
 Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
 An dir, du Herrliche vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
 Wie Engel Tränen niederwärts
 An deinen holdgerührten Zügen
 Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwandten,
 Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
 Im süß empörtem Busen standen
 Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
 Hinaus in seine wüste Nacht;
 Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
 Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn wie, vom Tode schon umfangen,
 Der Jüngling nach der holden Braut
 Die Arme streckt mit Blutverlangen
 Und sterbend ihr ins Auge schaut:

So griff nach deinem holden Bilde
 Die Seele, schaut es ewig an,

Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab:
Er nehm' es hin! doch eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbstmord.

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswut;
Trinkt mit aufgeriss'nen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Tränenguß,
Weil es sonst, vom Wellendränge
Überströmt, versinken muß:

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsternis,
Es vertünchen milde Hören
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starret es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und versinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken glüht und schäumt es
Und zertrümmert fein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Toten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
Ruhig mögt ihr weiterwandern,
Aber nicht gehöhnt, gezißt:

„Wie der Rachen ward zertrümmert!
 Wie das Herz im Strom ersoff!
 Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
 Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!“

Hütet euch, ihr andern, hütet!
 Denkt an eurer Fahrten Nest;
 Denn die Nacht der Zukunft brütet
 Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Reiterlied.

Wir streifen durchs Leben im schnellen Zug,
 Ohne Last wie die stürmische Welle;
 Wir haschen die Frucht im Vorüberflug
 Und schlummern nicht ein an der Quelle;
 Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft
 Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzt und lauert bang,
 Bis das Glück ihm pocht' an die Türe.
 Noch späht er beim Sterbeglökchleinlang,
 Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
 Wohl rührt sich die Klinke, und es tritt herein,
 Erschrick nicht, du Armer, — es ist Freund Heine!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
 Er faßt's an den fliegenden Locken
 Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück
 Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
 „Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
 Durch Strom und Geflüst zum blutigen Strauß!“

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
 Es tanzen die wiehernenden Rosse
 Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
 Weit voran dem trippelnden Trosse:
 Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
 Den ersten, den feurigsten Trunk der Loh!

An J. Klemm.

D säume nicht, mit Wein, Gesang und Rosen
 Dein Herz zu frischn! sieh, die Jugend flieht
 In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
 Bald wendet sie das holde Angesicht
 Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
 Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöhh' zu dringen,
 Dann hörst du hinter dir im Blütental
 Das „Gaudeamus igitur!“ verklingen,
 Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
 Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
 Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg nieder,
 Tränkt kühler Tau den welken Blumenstrauß,
 Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
 Du setzt müde dich vor's stille Haus,
 Spielst mit dem Strauß, dem Rinde schöner Zeiten,
 Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Bußucht.

Tut man Kindern was zuleide,
 Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
 Sich in ihrem Falkenkleide
 Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
 All ihr Leben, und es falle
 Ihnen auch das Loos gelinder,
 Als den Herzen von Metalle.

Sagt sie Unglück, wie zum Fluche,
 Fliehn sie bang und immer bänger,
 Bis sie hinterm Leichentuche
 Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüten winket der Abendstern,
 Ein Büßtchen spielt im Gezweige;
 Der Greis genießt im Garten so gern
 Des Tages süße Reige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
 Im Grase hin und wieder;
 Die Vöglein sangen im Gebüsch
 Nun ihre Schummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
 — Die Glücklichsten auf Erden! —
 Bevor sie abends schlafen ein,
 Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
 Sich blühend durch blühende Bäume,
 Sie gaukeln um den stillen Greis
 Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
 Der Unschuld fröhlichen Streichen;
 Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
 Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
 Und streichelt den schönen Jungen
 Und will lieblosend ihn näher ziehn;
 Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
 Und ansieht immer genauer,
 Ihn ernstes Sinnen überfällt,
 Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
 Die ihm das Kind erkoren,
 Als hätte seine Seele sich
 Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
 Der Blume, erdentsprossen,
 Als hätte die Blum' ihn leise genannt
 Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
 Das stille Pflanzenleben,
 Das bald aus seinem Hügel soll
 In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige.

Daß ich dies und das beginne,
 Heute grad und morgen quer,
 Gegen das, was heut ich minne,
 Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
 Du mein konsequenter Mann?
 Keiner von den Erdenplündern
 Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
 Ganz ein Metaphysikus;
 Morgen schallt in Themis' Tempel
 Mein unsteter Menschenfuß.

Heute steh' ich nachts am Siebel,
 Suche Jungfrau, Stier und Bär;
 Morgen les' ich in der Bibel,
 Übermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
 Durch ein Fenster in die Welt,
 O, dann paßt er auch nicht lange,
 Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
 In die finstre Welt hinein;
 Muß von hier auch weiter wandern,
 Nirgend's auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
 Starrest in dasselbe Loch,
 Wird's vor deinem Blick lebendig,
 Dein Ausharren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
 Und Gespenster malen sich
 In des Fensters leeren Rahmen:
 Und man nennt den Weifen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Ruß zur Dirne fliegt
Der lustige Gefelle.

Von Fels und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

 Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bißchen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligtum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Mütenduft und Nachtigallen,
Mädchenfuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Lürin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets ins graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!“

War es Gold, war's Macht und Ehre,
 Was sie schmeichelnd dir verhieß:
 Täuschung war's nur der Hetäre,
 Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite,
 Und du wardst ein alter Knab!
 Nun entschlüpft dir dein Geleite,
 Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocken mehr die Stirne,
 Da du mit dem Tode ringst;
 Hörst nur ferne noch der Dirne
 Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stößt vom Strand im leichten Rahne,
 Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
 Wie rasch im Phantasien-Ozeane,
 Vom Westen fortgestoß, dahin er gleitet!
 Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
 Wo selig er durch Paradiese schreitet
 Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
 Im reichsten Lenz die heimatlichen Hören.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!“
 Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
 Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
 Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
 Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
 Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
 Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüten
 Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!“ so schallt's vom Heuchelmunde
 Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
 Den Vorteil überzählt von solchem Bunde;
 Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
 Ein edler Tor! Naht einst die Wetterstunde,
 So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
 In seines Ichs bequeme Hütte springen,
 Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu heßen,
 Durchstöbert eine finstre Jägerbande
 Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnehen
 Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.
 Das Wild mag über Ström' und Klüfte sehen,
 Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
 Der Weidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
 Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Meze sich erniedern,
 Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
 Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
 Der Göttlichkeit vergessend, tief entraten,
 Umtauzt sie ihn mit schändlichen Schmeichelliedern,
 Liebäugelnd mit den blinkenden Dukaten.
 Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf betören,
 Das Tier zu wilber Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perücke?
 Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
 Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
 Sinkt Gott in seine Welt: die Menschenseele
 Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
 Und daß der Argumente keines fehle,
 Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
 Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
 Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
 Die Stolze meidet Busch und Baum,
 Der Blüten schönen Frühlingstraum,
 Durch deren säuselndes Gewimmel
 Hereinblickt der gebrochne Himmel;
 Sie sucht den vollen Morgenschein,
 Sie will bei ihren Niederfesten
 Dem Himmel auch von Blütenästen
 Entgegen nicht gehalten sein.

Doch sucht die holde Nachtigall
 Der Blüten heimliche Verwahrung;
 Ihr weckt den süßern Nidderfchall
 Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Daß ab, laßt ab! bauwütig rauhe Leute,
 Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
 Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
 In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
 Hier hat sie abgerufen einst das Leben
 Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
 O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
 Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
 Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
 Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofswände,
 Daß man den Toten hier zu seinem Grabe,
 Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
 Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
 Sieh den holden Frühling prangen,
 Höre seine Wonnelieder;
 Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
 Mit den lauen Frühlingswinden
 Kehren auch die Nachtigallen;
 Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnst' ich leben also innig,
 Feurig, rasch und ungebunden,
 Wie das Leben jenes Blizes,
 Der dort im Gebirg verschwunden!“

Waldestrost.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
 Allein mit seinem Leid,
 Er ist so ärmlich angetan
 Mit einem Bodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
 An seinen Stab gelehnt;
 Dem Manne ist's im Herzen schwer,
 Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
 Der Tod im Walde tobt,
 Der Alte starret in den Staub,
 Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh
 Und hält und will nicht fliehn,
 Als wär's gerührt von seinem Weh,
 Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
 In seinen Kindesblick,
 Vielleicht der Blick dir lindern kann
 Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnst' ich tausendfach mich teilen,
 Schnell mit allen Winden eilen,
 Überall zugleich zu walten,
 Wo's die Welt gilt zu gestalten!
 Würden nicht durch meine Kräfte
 Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
 Doch, so läßt mich mein Geschick
 Schauen nur im Zeitungsblick;
 Ohne mich in fernen Reichen
 Die verlass'nen Völker schleichen! —
 Von den Sternen möcht ich wissen,
 Ob sie mich nicht schwer vermiffen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Übersendung meiner Gedichte.

Daß dich von dem bunten Häuslein
 Meiner Herzenkinder grüßen!
 Ist darunter auch ein Teuflein,
 Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
 Wenige davon sind munter,
 Und die meisten werden kommen
 Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
 Doch es fehlt auch nicht an frommen,
 Aber wenn dir von dem Bölklein
 Hier die toll'en und verwegnen,
 Dort leichtfertige begegnen,
 Wie verblas'ne Pfeifenwölklein;
 Oder wenn dir meine Kleinen
 Plötzlich oft zusammenschauern,
 Gar zu viel vom Tode plaudern,
 Wenn sie dir im Hause weinen:
 Greife mächtig ins Klavier,
 Zauberin im Klangrevier,
 All den Braus mit deinen Tönen
 Mildmelodisch zu versöhnen.
 Könnst' ich dann dich still belauschen,
 Wie der Töne rasche Wellen
 Unter deinen Fingern quellen
 Und bewundernd dich umrauschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
 Und von ihr, an deren Brust sie starben,
 In den Staub geworfen und vergessen,
 Magst du sie noch an die Rippen pressen?
 Soll die Blüte ihnen wiederkehren,
 Daß du sie betauft mit Liebeszähren?
 Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
 Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
 O, wie mochtest du die welke, bleiche

Überweinen und zur Sippe pressen!
 War sie nicht verlassen und vergessen
 Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
 Die damit gespielet kurze Weile?"

Au einen Langweiligen.

Unnahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
 Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbejodhten,
 An deine Ferse, deinen Wink geslodhten,
 Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.
 Mein Saitenspiel auch darf nur zagend hoffen,
 Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung;
 Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
 Gemacht, den Vater Cato selbst zu pressen
 Um einen Schwank, — wir wagten die Verschwörung,
 Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
 Mit Scherz und Wiß dich einmal scharf zu heßen.

Weh uns! da quoll der Murrenbach der Rede
 Hervor aus deines Kopfes finst'rer Nacht,
 Und uns're plänkelnde Vorpostenwacht,
 Der Scherz, der Wiß erlagen in der Fehde;
 Von Wassergeistern ward der Wiß umnebelt,
 Von ihnen ward im Hui der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
 Die hohe Fürstin der Dämonenschar,
 Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
 Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
 Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
 Des Murrenbaches gähnende Rajade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
 Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still veräufelt hier am Wiesenhang
 Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
 Schließ das lezte Büßchen ein und schweig.

Sagen darf ich dir — wir sind allein —:
 Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
 In einem Buchenhaine;
 Ein störendes Geleite
 Dieß nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
 Ins Herz die Worte pressen,
 Uns sagten unsre Blicke,
 Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
 In diesem Erdenleben,
 Dich werden meine Nieber
 Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
 Der Wellen rasche Tänze,
 Und rauschend flocht und bunter
 Der Herbst der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verbüstem,
 Den Stimmen des Vergehens,
 Hör't ich die Hoffnung flüstem
 Des ew'gen Wiedersehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
 Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
 Scheiden muß' ich ohne Wiederkehr,
 Und ich habe scheidend all mein Glück
 Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Miere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach, jene Abendstunde,
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschick
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;

Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger töricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehen!

Ich bin kein Freund von Sterbenssehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtnis weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken noch,
Bis alles aus; er knickt es doch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Los.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergessen,
Will ich's nicht schaun, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vors Aug' die Hände schlagen.
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;

O könnte so das Herz dem Sicht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: O bleibe lang!
Zum Traume sprach der Vögel Sang:
O, male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter diesem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: Steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch stille Heiden,
Wo Lust und Bier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unversöhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Heideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die schreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öber, stiller immer,
Dämm'ung versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
 Und wenn er kräftig horcht und schaut
 In seines Herzens tiefsten Grund,
 So wird ihm hier der Himmel kund.
 Da unten strömt der ew'ge Quell,
 Da klingt es hold, da strahlt es hell,
 Er schaut den Brunnen und das Meer
 Und fragt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
 Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
 Zurück bald nach vergangenen Zeiten,
 Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten,

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
 Sei ewig, Herz, und hochgemut!
 Da hinten ruft so manche Klage,
 Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei tot!
 Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
 Mit Christus Stürme nicht zerschellen,
 So ruht in dir der Herr der Welten,

Lenz.

Die Bäume blühen,
 Die Vöglein singen,
 Die Wiesen bringen
 Ihr erstes Grün.

Schier tut's mir leid,
 Zu treten die Erden
 Und ihr zu gefährden
 Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht acht,
 Ob Knospen springen
 Und Frühlings-singen
 Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
 Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
 Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
 Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
 Rings ausgebreitet, in ein Bildnis kleiden?
 Soll die Natur ich und ihr Todesleiden
 Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
 Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
 Gebein von Tierart, die vorlängst entschwunden,
 Die abgelegten Kleider der Natur.
 Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
 Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
 Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
 Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
 Der Riese wandelt — und es beb't der Grund;
 Er zürnt — sein Sturmesodem glüht und qualmt,
 Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
 Wie freut ihr euch, daß tot der große Fund!
 So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
 Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
 Verheerend zog und von der Erde schwand;
 Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube,
 Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
 Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
 Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
 Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
 Jäger aus der Spur im Schnee
 Von dem Hirsche, Wolf und Reh
 Die verräterische Klaue.

Jal das Bedeskript des Wildes
 Siebt ihm auf dem weißen Grund
 Auch des Tieres Größe kund
 Im Kontur des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
 Weiß der Weidmann scharf genau,
 Wer gewandelt durch die Au:
 Spießer oder Sechzehnder.

Meinst du, Autographenheger,
 Daß dein Blick in dieser Schrift
 Spuren meines Geistes trifft,
 Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony.*)

Der Eichenwald im Winde rauscht,
 Im Schatten still der Räuber lauscht,
 Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
 Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
 Die Herde grunzend wühlt und irrt
 Im Wald herum, der Räuber steht
 Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
 In brauner Faust, den Todeskeil:
 Worauf der Hirt im Wurfe schnellst
 Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Herd' er sich ein Stück,
 So fliegt die Hade ins Genick,
 Und lautlos sinkt der Eichelmast
 Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
 So meint der Hirt: es ist sein Blut
 Nicht anders, auch nur rot und warm,
 Und ich bin arm.

*) Wald in Ungarn.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu speißen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten;
Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idyllischem Behagen.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
Wie zwischen des Dilemmas beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden
Und muß das Loß beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir geteilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternnd Wehen,
Der Himmel, kübler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft.

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Alterschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Däht die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es truke,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge finnend,
Ruht der Hirt bei seinen Schafen;
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel,
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verflümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klagen
Des Kronos feste Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im greulichen Dürme
 Entbrannter Ruretenchwärme
 Der Mut mir nimmer verloren:
 Es wird bei diesem Geschmetter
 Für uns der olympische Retter,
 Der neue Gott geboren.

Gestalten.

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Tale,
 Von Klippenfalk umstarrt, von dunklen Föhren;
 Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
 Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wanderer ließ die Urwelt liegen
 In diesem Tal versteinert ihre Träume;
 Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
 Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
 Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
 Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
 Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Tränen
 Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
 Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
 O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schladen zwingen,
 Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
 Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
 Die, Wehmut weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
 Mir nachtet's, Tal, wie dir! Ich wollt', ich wäre

Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolf' an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Tränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Tale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
Solang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche türmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldberversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die' offne Pforte,
Blickt' ich durchs Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gensbart weidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse pudend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode truzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungebuld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
 Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
 Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
 Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Not manch bunter Schmuck verhüllte;
 Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
 Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
 Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
 Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitend,
 Die Hüften sorglich um die Blößen breitet,
 Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
 Dem Wilderer gab ich ehrlich meine Rechte,
 Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
 Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirte suchten ihren Gast zu ehren
 Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
 Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
 Von Gamsen, wie sie fielen, Buchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stütze,
 Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
 Als frischer Jung' in diesen Bergen knallte;
 Mir wies die Frau, was sie besaß an Puzze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter schauen;
 Doch mehr als Kinglein, Perlenschnur und Spangen
 Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
 Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
 Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
 In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
 So klagend an die Seele mir gefallen,
 Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
 Der Alte murmelte den Abendsegen,
 Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
 Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' aufs mondbestrahlte Bildnis,
 Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
 Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebte,
 Ich war hinausentrückt zur Felsenwildnis.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
 Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
 Die scheue Gemse springen über Klüfte,
 Den Jäger nach im Morgenrote klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
 Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
 Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
 Und lauschen schreckhaft mit gespannten Halsen.

Des toten Tieres zitternde Genossen
 Stehn still, solange die Widerhalle dauern,
 Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
 Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
 Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
 Daß man die Weibe ihnen so verbittert,
 Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
 Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
 Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
 Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
 Mit seinem Raube will davon sich machen,
 Hört er's Gerüll von schweren Tritten trachen,
 Ihm kommt ein riesenhafter Orcis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
 Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
 Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
 Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
 Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
 Daß fliehend vom Geilipp die Gemsen fallen,
 Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
 Und harret mit hocherhobner Todeswaffe,
 Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe
 Und seine ausgeschoss'ne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten droht die Keule,
 Reißt seine Binde von der Brust die Hülle:
 „Schieß her!“ ruft sein todbürstendes Gebrülle,
 „Sonst stirb!“ ruft sein toblechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
 Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er
 Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
 Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt aufs Herz dem wilden Recken;
 Doch wie geprellt an eine Felsenscheibe,
 So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
 Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
 Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
 Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
 Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von allen
 Kann unglücklich nie die Ruhe finden!
 O, könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
 Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!

Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
 Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
 Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
 Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

Weh mir! ich kann des Wilds mich nicht ent schlagen,
 Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
 Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
 Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
 Erhob sich scheu und schlich zur grauen Stelle,
 Wo seine Kugel traf, der Weidgeselle
 Und nahm sein plattgequetſchtes Blei vom Grunde

Und zitternd kam er auf mich zugeſchritten
 Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
 Zur Münze war's geprägt, auf der zu ſchauen
 Des ew'gen Juden Herzqual eingeknitten.

Die Münze, bleiern, ſah ſo traurig blinkend,
 Faſt wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Chriſtus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe ſchmachtend und zuſammenſinkend. —

Da weckten meine wirtlichen Genoffen
 Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
 Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
 Das Zauberbild, vom Mondenlicht umfloſſen.

Heloise.

Im Kloſtergarten ſteht ein ſteinern Bild,
 Ein Kruzifix ſo ernt, verſöhnungsmild;
 Oft in der Nacht, der ungeſtörten, ſpäten,
 Gehſt Schweſter Heloise hin, zu beten.
 Auch heute kniet ſie dort am Marmorſtamme
 Und ſteht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
 „O Gott! nachdem du haſt für uns gelitten,
 Geflagt, geweint, empfangen Todeswunden,
 Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
 Hat ſie nicht ausgeweint und ausgeſtritten?
 Hilf! rette mich aus dieſen Finſterniſſen
 Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachtet!
 Nach ihm, nach ihm nur muß ich ewig ſchmachten,
 O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerriffen!
 Umſonſt, daß ich empfing den frommen Schleier,
 Daß ich zum ſtrengen Orden mich bekannte,
 Noch immer ſeh ich m'nen ſüßen Freier,
 Wie er beim letzten Lebewohl ſich wandte.
 Du ſelbſt haſt ihn zum Gatten mir erkoren;
 Oft, wenn ich Wort und Küſſe mit ihm tauſchte,
 War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauſchte;
 Kannſt du mich tröſten, daß ich ihn verloren?

Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
 Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
 Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
 Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
 Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
 Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
 Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
 Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
 Nach Truggestalten strecke meine Hände,
 Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
 Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare
 Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
 Und daß in mir verlornes Mutterglück
 Aufschreit: Sieh mir den Bräutigam zurück!
 Im Mondlicht seh ich hier dein Antlitz schimmern,
 Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
 Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
 Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
 Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
 Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
 Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
 Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
 Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
 Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.“

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
 Im weiten, windbewegten Meer
 Ein Schmetterling mit mattem Flügel
 Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
 Zur Meeresfremde fern hinaus;
 Vom scherzend holden Frühlingstande
 Ins ernste, kalte Flutgebräus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
 Hatt' ihm das Meergras trügerisch
 Viel schön're Wiesen hingelogen,
 Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
 Von West und Blüte nicht genug,

Es trieb hinaus ihn, wähl'g lüftern,
Zu wagen einen weitem Flug.

Raum aber war vom Strand geflogen
Des Frühling's ungeduld'ges Kind,
Kam faufend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von feines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück:
Der fchwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verfhmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln fehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Fauf, o Fauf, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bift du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankft du dem Untergange zu.

Du wagteft, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geiftermeer;
Und gehft verloren in der Wüfte,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl fchauen dich die Geifterfcharen,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müffen fie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du ftehf fo ftill und ernft, mein ausgebälgt' Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernften Geier.

Zwar hörft du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter find gewohnt, zu fingen toten Ohren.

Es lebt ja noch der Geift, der einft dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, atmender Bliß, zu Boden niederzückst
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückst;

Wie du das volle Herz ansehest als ein Becher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt ins Felsental mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähnen.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Rätsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durchs Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Äugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angeficht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Ar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du, toter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhängen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Totenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslem in beisammen,
Die lustig nach Gurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Lücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Nest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemess'nen Schritt geheißnen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht;

Und wie bedächtig sie den Schnabel kappernd wehen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Reichen führt hinab der Ganges, dumpf erbraufend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmaufend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Reichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstrieb,
Natur! hier rauchst dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich vermindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Reichen schwanken,
Dass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
Solang auf Erden ein Mensch noch atmet;
Der unbefannte, der namenlose
Wohltäter der armen sterblichen Menschen,

Er sei gepriesen von meinem Liebe,
Der alte, treue, gute Gesell. —

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Tränen auf Erden flossen,
Der Morgentau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Ebens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. --

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell;
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwärmen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armut schmerzt und der bittere Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühen und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Rienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlgeschmack der Erde,

Und der arme Mann ist froh und betrachtet
 Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
 Nun wolk von Sorgen und Mutterliebe;
 Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
 Hat ihr geschmückt der gute Gesell
 Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
 Der einsame Wanderer im fremden Gebirg,
 Der, ohne Heimat und Reispennig,
 Entgegenzweifelt der Nachttherberge:
 Mit einmal fühlt er den Mut gehoben
 Und schreitet rüstig durchs dämmernde Thal,
 Und fester greift er den Wanderstab,
 Denn der unsichtbare gute Gesell
 Geht mit und lüpf't ihm die schwere Bürde
 Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
 Er hat die Bögelein aufgestiftet
 Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
 Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
 Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
 So hat's doch wohlgetan zur Stunde;
 Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
 Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
 Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
 Jetzt naht dem Unglückseligen leise
 Der gute Gesell und schenkt erbarmend
 Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
 Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
 Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
 Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
 Die hangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
 Allmählich der Seele zu entwenden,
 Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Gerät,
 Womit es spielen möchte, verriegelt.
 Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
 Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
 Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
 Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
 Und immer feltner kam er und feltner.
 Verschlechter Gefährte meiner Jugend,
 O, komm zurück und verzeih den Undank,
 Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
 Woher des Weges, wie heißt sein Name?
 Wir spüren ihn alle, doch nennt ihn keiner.
 Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
 Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
 Und seine Mutter gewiß die Liebe.
 Er ist ein heimlicher, namenloser
 Wohltäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Sippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
 Dies wunderliche Wandern
 Von einem Ufersaume
 Der Welt dahin zum andern?
 So lang aus diesem Schiffe
 Trät nie dein scheuer Fuß,
 Der lieben, trauten Erde
 Zu bringen einen Gruß?
 Und wenn das Schiff die Winde
 In Landesnähe getragen,
 Wenn du die blauen Berge
 Sahst in die Lüfte ragen,
 So bist du kalt geblieben
 In deinem Bretterhaus?
 So rief kein lautrer Herzschlag
 In deiner Brust: hinaus!?
 Und sahst du auf den öden,
 Den unwirtbaren Wogen,
 Wie plötzlich kam ein Vogel
 Vom Lande hergestiegen,
 Der bald zur Heimat wieder
 An dir vorüberglitt,
 Nahm der nicht deine Sehnsucht
 In seine Wälder mit?
 Wenn du in weiter Ferne
 Mit feegeschärften Sinnen
 Sahst aus den Fluten tauchen
 Die grünen Waldeszinnen,
 Und unwillkürlich spürend
 Den Landgeruch gespürt,

Hat sich in deinem Herzen
Die Waldblust nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
Solang mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau
In tränenwerten Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Vögel, sinken.
Den lieben Bergespfad,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Rehr' ich den Rücken zu
Und knicke tot im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslos, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinnerungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Sippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;

Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Bolesław.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Walfstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt
Und mit verhaltne[m] Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfähle
Tatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zumut,
Wenn plötzlich übers Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimat
Und wach den Träumer fänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Bolesław.

Das Vöglein wird nicht kommen
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte

Zur lang ersehnten Schlacht,
 Ein Leitstern meinen Brüdern
 In dichter Pulvernacht;
 Und wollt' ein Feind im Dunkel
 Entfliehn der Schlacht, der heißen,
 Würd' ich des Rauches Mantel
 Ihm von den Schultern reißen,
 Die Kugeln meiner Brüder
 Würd' ich im Fluge lenken,
 Daß sie sich tief und sicher
 In Feindesherzen senken.

Sippolnt.

Schon regen sich die Lüfte,
 Und Sturmestwolken ziehn;
 Vielleicht ist Polens Freiheit
 Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
 Die Woge ebbt und flutet,
 Doch ewig ohne Hilfe
 Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Turm,
 Herbergend Eulen, Aare;
 Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
 Hat er neunhundert Jahre;
 Was je von Menschen hauste drin,
 Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
 Er spornt dem Roß die Flanken;
 Verloren hat er seinen Pfad
 In Dämmerung und Gedanken;
 Es windet heulend sich im Wind
 Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Berrufen ist der Turm im Land,
 Daß nachts, bei hellem Lichte,
 Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand

Mit traurigem Gesichte;
 Und wer dem Mönch ins Aug' gesehen,
 Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
 Ins Turmgewölb der Reiter,
 Er führt herein den Rappen mit
 Und scherzt zum Kößlein heiter:
 „Gelt du, wir nehmens lieber auf
 Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Zaum
 Entschnallt er seinem Pferde,
 Er breitet sich im öden Raum
 Den Mantel auf die Erde
 Und segnet noch den Aschenrest
 Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
 Zur mitternächt'gen Stunde,
 Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
 Hell ist die Turmeßrunde,
 Die Wand wie angezündet glimmt;
 Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Rüstern reißt,
 Es bleckt vor Angst die Zähne,
 Der Rappe zitternd sieht den Geist
 Und sträubt empor die Mähne;
 Nun schaut den Geist der Reiter auch
 Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
 So klagend still, so schaurig,
 Als weine stumm aus ihm die Welt,
 So traurig, o wie traurig!
 Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
 Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
 Der die Natur durchzittert,
 Den ahnen mag ein blutend Herz,
 Den die Verzweiflung mittert,
 Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
 Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
 Was dich so tief beweget?“
 Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
 Die bleichen Lippen reget,
 Das Ungeheure sagen will,
 Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
 Der Wandrer zieht von hinnen;
 Und fürder spricht er keinen Laut,
 Den Tod nur muß er sinnen;
 Der Kappe rührt kein Futter an,
 Um Roß und Reiter ist's getan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
 Die Herzen hänger schlagen,
 Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
 Und alle Blätter klagen,
 Die ganze Luft ist wund und weh —
 Der Kappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
 Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
 Und ich bedachte mir im Dämmerchein,
 Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Tale ruhten,
 Und wunderbar war mir das Fernste nah;
 Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
 Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
 „Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach sie mir;
 „In Ewigkeit!“ so dankt ich freundlich ihr;
 Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdelein, halb erschrocken,
 Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
 Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
 Ein zögernd Kälblein mit sich heimzuloden.

„Kumm, Kalberl, kumm!“ so rief das Kind dem Tiere;
 Das klang so innig, lieblich und vertraut,

Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Gang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Steirertanz.

Robert.

Daß, Freund, uns übernachteten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegentlinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfeiden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gefannt nur von den Risten,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,

Nie welcke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten ins Haus.)

Jäger.

Seid schön begrüßt, ihr Herren,
Glücklich guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Luft besetzt hat,
s' wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken;
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blickt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steirischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen

Entschlüsse mir und Laten
 So scharf getreu zusammen,
 Wie diesem wackern Jäger
 Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Es ist der beste Schütze
 Und ist der feinste Tänzer
 Von diesen Burschen allen.
 Wie er die schöne Dirne
 So leicht und sanft und sicher
 Im frohen Kreise tummelt!
 Uns läßt das lust'ge Paar
 Hintanzten vor den Augen,
 Harmonischer Bewegung,
 Ein freundlich Bild des Lebens.
 Er reicht dem lieben Mädchen
 Hoch über ihrem Haupte
 Den Finger, und sie dreht sich
 Um seine Faust im Kreise,
 Die Anmut um die Stärke.
 Er tanzt gerade vorwärts
 In edler Manneshaltung
 Und läßt das liebe Mädchen,
 Leicht wechselnd, aus der Rechten,
 In seine Linke gleiten
 Und nimmt die Flinkbewegte
 Herum in seinem Rücken,
 Läßt sich von ihr umtanzen,
 Als wollt' er sich umzirken
 Rings um und um mit Liebe
 Und ihr im Tanze sagen:
 Du schließt mir den Kreis
 Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
 Zugleich an beiden Händen
 Und drehen sich geschmeidig,
 Sich durch die Arme schlüpfend,
 Und blicken sich dabei
 Glückselig in die Augen,
 Als wollten sie sich sagen:
 „So wollen wir verbunden,

Uns ineinander schmiegend,
Sintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben!“

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermuth
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegst nur unsre Asche!“
Kußt ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“
Die Blicke dieser beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steirertanz,
Den ersten Teil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:

Meinst du, der alte Geiger,
 Dem die Gestirne tanzen
 Zur starken Weltenfiedel,
 Wird unser Erdenleben,
 Wenn's einmal abgespielt ist,
 Noch einmal 'runterspielen,
 Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
 Wohl bin ich nur ein Ton
 Im schönen Liede Gottes;
 Doch wie das schöne Lied
 Wird nimmermehr verklingen,
 So wird der Ton im Liede
 Auch nimmer gehn verloren,
 Nicht brechen sich am Grabe:
 Und was im Erdenleben
 Mit ihm zusammenklang,
 Wird einst mit ihm erklingen
 Zu freudigen Akkorden
 Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
 Liegen an einer Weide,
 Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
 Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
 In den Händen die Fiedel,
 Spielte, umglüht vom Abendschein,
 Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
 Blicke nach seinem Rauche,
 Froh, als ob er vom Erdenrund
 Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
 Und sein Zimbel am Baum hing,
 Über die Saiten der Windhauch lief,
 Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
 Löcher und bunte Flicken,
 Aber sie boten trotzig frei
 Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
 Wenn das Leben uns nachtet,
 Wie man's verbraucht, verschläft, vergeigt
 Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
 Mußt' ich im Weiterfahren,
 Nach den Gesichtern dunkelbraun,
 Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öb und traurig selbst den Heidewinden
 Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
 Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
 Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
 Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
 Den Schnabel in die Federn hüllt der Nabe,
 Und eingefroren ist der Wähe Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
 Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
 Aufgrünt im Denz, daß je hier seine Lieder
 Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
 Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
 Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
 Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
 Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
 Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
 Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste find's, rasch wie des Nordens Rüste,
 Ein jeder trägt das werthe Probezeichen

Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergess'ne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Kenner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Kofse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Neze fangen.

Gefauert sitzt, gehüllt vom Bärentragen,
Der Woiewod im Schlittenkorbgeslechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Kennern,
Betrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Heide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Kofse dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gieb, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wilbern;
Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Woiewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Müthern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiewod sitzen.

Da springt der Wirt, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Woiewod, Euch nicht kredenzen
Wein, Brot und einen feinen Bratenschnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Roter,
Der ist nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Toter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!“

Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn totgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangen Lieben.

Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Bäume, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Toten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er geseffen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Woiewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;

Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Heide;
 Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und raffelt an der Föhre,
 Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Roffen,
 Am Himmel zieht der bleiche Mond verbrossen
 Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Zaren,
 Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
 Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
 Das tote Polen durch die Heide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
 Greif aus, o Kappe, greif!
 Im Winde fliegt des Reiters Haar,
 Des Roffes Mäh'n' und Schweiß.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
 Gemäsbart und Federnpuß;
 Ein schmerzliches Gelächter schlägt
 Er auf und schwingt den Stuß.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
 Durchs Land Tirol allein;
 Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
 Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
 Ihr schnatternd Wanderlied,
 Schnell zieht der Vogel in der Luft,
 Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolfenschatten Flucht,
 Der Reiter schneller noch,
 Raum braust er in der tiefen Schlucht,
 Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
 Gibt er dem Roß die Sporn,
 An den vergessnen Gräbern fliegt
 Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Kreuzifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tirol
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb wohl! leb wohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Helbengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von Ahtzehnhundert Neun.

Diebesklänge.

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du liebest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: „Bald trennt uns die Reisel
Ob hier wir uns wiedersehn?“
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschraubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,

Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Glends türmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
Solange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blinnte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und bekommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Richter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,

Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zumut;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einemmal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte dein Lichtlein so ferne
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Tränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entfagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank tut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Reich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,

So ganz wie unsre Liebe
Zu Tränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünsch' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so milb!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gefellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewalt?

Einsamkeit.

Wild verwach'ne, dunkle Fichten,
Reise klagt die Quelle fort;

Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, Klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht.
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerchein
Mit der Geliebten haufen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten,
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunterblicken
Ließ sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Ozeanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find' ich

In deinem Auge,
 O meine Geliebte!
 Nun bist du ferne,
 Und bitter beneiden
 Muß jeden Stein ich
 Und jede Blume,
 Beneiden die kalten
 Menschen und Sterne,
 An die du vergehdest
 Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
 Zum Abgrund nur hinab!
 O reißt, ihr Sturmesflüche,
 Die Wälder in ihr Grab!
 O flammt, ihr Blitzeägluten,
 O rase, Donnerklang!
 Ihr könnt mich nicht entmuten,
 Mir wird vor euch nicht bang.
 Wenn ihr aufs Herz mir zielest,
 Euch acht' ich Kinder nur!
 Daß ihr Vernichten spielet,
 Entsprangt ihr der Natur!
 Wohl spott' ich Sturmesgrimme
 Und wildem Donnerscherz;
 Und doch vor einer Stimme
 Erzittert mir das Herz;
 Die schnell das Herz mir bräche,
 Die Stimme fürcht' ich sehr,
 Wenn die Geliebte spräche:
 Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
 Weit, weit in die See,
 O meine Geliebte,
 Mit dir allein!

Die Dränger und Kaufher
 Und kalten Störer,

Sie hielt' uns ferne
 Der wallende Abgrund,
 Das drohende Meer,
 Wir wären so sicher
 Und selig allein.
 Und käme der Sturm,
 Ich würde dich halten
 An meiner Brust.
 Wenn donnernde Wogen
 Zum Himmel schlugen,
 Doch höher schlug
 Mein trunkenes Herz;
 Und meine Liebe,
 Die ewige, starke,
 Sie würde frohlockend
 Dich halten im Sturm.
 Du würdest zitternd
 Mir blicken ins Auge
 Und würdest erblicken,
 Was nimmer scheitert
 In allen Stürmen,
 Und würdest lächeln
 Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
 Der tobende Aufruhr,
 In Schlummer sinken
 Die Wellen und Winde,
 Und über den Wassern
 Ist tiefe Stille.
 Da ruhst du sinnend
 An meiner Brust.
 So tiefe Stille:
 Mein lauschendes Herz
 Hört Antwort pochen
 Dein lauschendes Herz.
 Wir sind allein,
 So selig und sicher;
 Doch flüsterst du leise,
 Um nicht zu stören
 Das sinnende Meer.
 Nur sanft erzittern
 Die Rippen dir,

Die schwellenden Blätter
 Der süßen Rose;
 Ich sauge dein Wort,
 Den klingenden Duft
 Der süßen Rose.

Im Osten hebt sich
 Der klare Mond,
 Und Gott bedeckt
 Den Himmel mit Sternen.
 Und ich bedecke,
 Selig wie er,
 Dein liebes Antlitz,
 Den schönern Himmel,
 Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort ins ferne Land;
 Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
 Und sah, wie sie den Mund geregt,
 Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
 Mir nach auf meinen trüben Gang,
 Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
 Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
 Du rauher, kalter Windeshauch,
 Ist's nicht genug, daß du mir auch
 Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
 In der fremden Ferne;
 Liebes Mädchen, dir, ach dir
 Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
 Viele weite Meilen,
 Ist die Rose längst dahin,
 Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
 Lieb' von Liebe wagen,
 Als sich blühend in der Hand
 Läßt die Rose tragen;

Ober als die Nachtigall
 Halme bringt zum Neste,
 Oder als ihr süßer Schall
 Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein
 Und die Lenzgefänge,
 Auch dein Wangenrosenschein,
 Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Tor, ein Tor,
 Meinen Himmel räumte!
 Daß ich einen Blick verlor,
 Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
 Dort die Nachtigallen,
 Mädchen, und ich möchte dir
 In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
 Der Rose, meiner Freude,
 Die schon gebeugt und blasser
 Vom heißen Strahl der Sonnen,
 Reich' ich den Becher Wasser
 Aus tiefem Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
 Vom stillen Strahl des Schmerzens
 Bist du gebeugt und blasser;
 Ich möchte dir zu Füßen,
 Wie dieser Blume Wasser,
 Still meine Seele gießen!
 Könnt' ich dann auch nicht sehen
 Dich auferstehen.

An *

D wag es nicht, mit mir zu scherzen,
 Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
 D spiele nicht mit meinem Herzen;
 Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
 Weil ich mich dir gezeigt so weich,
 Dein Herz die süße Heimat nannte
 Und deinen Blick mein Himmelreich:

D rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
 Der süßer Heimat sich entreißt,
 Dem Himmel, mit verschwiegenem Kummer,
 Auf immerdar den Rücken weist.

 Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
 So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
 Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Gebwohl sie winkte mit der Hand,
 War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

 Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
 Erwacht im schönsten Thal;
 Ich sah der Liebe Dicht
 Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
 Im Frühling durch den Hain,
 Erscheint aus jedem Strauch
 Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
 Wo längst der Frühling fort,
 So spricht ein Lenz und schallt
 Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
 Ich weiß es nicht und will nicht fragen;
 Mein Herz behalte seine Kunde,
 Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
 Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
 Die unzerstört für Gott verbliebe
 Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.**Frage.**

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
 Mit schwerem Herzen, traurig und bekümmert,
 Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
 Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
 Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
 Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
 Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschungen,
 Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
 Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
 Nachwirken wird als eine dunkle Klage
 Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
 Wenn, jung getrennt, sich wiederseh'n die Alten,
 Sie meinen doch, in ihren ernstesten Falten
 Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
 Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,

Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Düften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Toten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwärmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Widerhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jezt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
 Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
 Hier, dort noch einer nennt — bis alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
 Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
 Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
 Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehen!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
 Seit des verlorren Paradieses Tagen,
 Hat eine Schar von Herzen stets geschlagen,
 Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!“
 Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
 Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
 An einem unverdienten Erdenglück;
 Die Scham verbietet, keck danach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
 Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
 Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
 Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
 Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
 Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
 Die eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
 Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
 Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen:

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
 Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
 O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
 Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
 Den Blütenduft zu tragen, und es schweigen
 Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumessfunken
 Den Schlaf durchgaufelnd, schimmern in den Zweigen,
 Und süßer Träume ungestörtem Reigen
 Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend faust es in den Bäumen
 Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
 Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
 Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
 Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
 Die Disteln sind so regungslos zu schauen.
 So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
 Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
 In eins gefallen sind die nebelgrauen,
 Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
 Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
 Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
 Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen
 Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
 Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
 Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
 Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
 Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
 Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
 Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
 Die Gemse schnellst, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
 Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
 Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
 Der von der Erd' auf immer ist geschieden
 Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Bügen
 Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
 Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören,
 Den Mund umsäufelt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Bügen,
 Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
 Laß mich das Kind im Traume sprechen hören
 Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
 Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
 Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
 Als wenn es auf die stille Heide regnet,
 Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz besangen,
 Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
 Und in die Grabesnacht hinuntersehn
 Mit trüben Augen, todes-hohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
 Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
 Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
 Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lieb der Schwäne,
 Zusammenfließt in unsre letzte Träne
 Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
 Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
 In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
 Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
 Die Wunden schönsten Mißgeschicks verbunden
 Mit stolzer Stille, zornig- dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
 Wie einem Jäger an der Vergesscheide
 Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
 Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
 So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
 Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
 Entsetzt empor vom starren Felsen springt
 Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
 Der Stein ist tot, du wirfst beim kalten, berben,

Umsonst um eine Trostesunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblaffen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Liebloß und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Auf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Mut ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensemann den Leib hinstreckt,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdeckt.“

Rehr mutig um zu den verlass'nen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Neueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile, sie zu sühnen.“

Vermischte Gedichte.

Bueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfalich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durst' ich ahnend in den Brunnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
 Mich manchmal auch am Wege bücken,
 So will ich mit der schönen Blume
 Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
 So tief erschütternd, unendlich traurig,
 Ich möchte gerne mir sagen:
 Daß ich ja fest geschlafen hab',
 Daß ich ja nicht geträumet hab',
 Doch rinnen mir noch die Tränen herab,
 Ich höre mein Herz noch schlagen.
 Ich bin erwacht in banger Ermattung,
 Ich finde mein Tuch durchnäßt am Rissen,
 Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
 Hab' ich's im Traume hervorgerissen
 Und mir getrocknet das Gesicht?
 Ich weiß es nicht.
 Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
 Sie waren da zum nächtlichen Feste.
 Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
 Sie führten mich in ein wüstes Leben.
 Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
 In diesen Tränen find' ich die Spuren,
 Wie sie mir alles zusammengerüttet,
 Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
 Die Wangen so hohl,
 Bald, bald Lebwohl;
 Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
 Schon ins Meer, zum Land
 Streckst du die Hand
 Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
 Um Hab' und Halt,
 Und bist schon so alt:
 „O daß man sterben muß!“

Zieh ein die Hand!
 Den Blick hinaus
 Ins Meer! nach Haus!
 Denk an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer:
 Wenn du rückverlangst
 Und überhangst,
 So sinkst du hinab ins Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Als winz'gen Bettel
 In eine Ruß getan
 Und warf den Bettel
 In den Ozean.
 Das Meer ist groß, die Ruß ist klein;
 Hat wohl am kleinen Wunderschrein
 Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
 Sucht! Sucht! —

Die Wahrheit schrieb die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Wohl einem Böglein auf den Kopf,
 Untern Schopf,
 Auf des Hirnes glatte Schale;
 Das Böglein flog in alle Welt,
 Ihm ward durch Berg' und Tale
 Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
 Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
 Ob nicht der Vogel euren Strauch
 Zu seinem Sitze auserkieset
 Und, frohgelaunt, bei Frühlingwetter
 Von seinen schopfgeborgnen Lettern
 Euch singend was herunterliest!
 Ist auch das Böglein auf der Flucht,
 Sucht! Sucht!

Kruzifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts
 Und die Arme liebend ausgebreitet,
 Um die Welt zu drücken an sein Herz,
 Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
 Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
 Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
 Jesus, deine liebende Gebärde!

Sohn.

Unglück hat sein Herz gespalten,
 Laßt den stillen Mann allein;
 Wie sich nicht genah't die Alten
 Einem blickgetroffenen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streiters,
 Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
 Ehret als ein blickgeweihtes
 Gnehsion*) dieses Herz.

Heimatklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
 Kam jeder Seele eine Melodie
 Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
 Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
 Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
 Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
 'Gib acht, o Herz, daß in den Schütterungen
 Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
 Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
 Des Morgenlandes süße Poesie;
 Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
 Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
 Wem aber einmal klar und voll geklungen
 Die wunderbare Heimatmelodie,

*) Ort, wo der Blick eingeschlagen hat.

Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Buflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Vindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Beiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähet.
Kinderwuchs und Abend Schatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühweilchen mir ein bettelnd Kind.
Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Glend bringen muß.

Und doch der schönen Tage Liebes Pfand
Ist mir noch werter aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnisglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Fliehet in den Wald und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnerung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letztenmal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Klavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist unranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,

In dessen Lieb viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verflungen,
Wo nach Adagios wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich matt gerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte, gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maientau.

Aufblüht die Heideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfasst die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling, ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,

Mit beines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Sichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch ins Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenriße
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Nar, des Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolken Schlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Rauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenflachtmusik die lauten Winde leuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen find's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Troß allem Freundeswort und Mitgeföhlsgedärden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Biegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Tränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Beßtes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Tränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Torenangst und Narrenzittern,
Ausparieren hin und her,
Macht den Vinsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntreer Spaz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldegründen
Von Leuchtkäfern eine Schar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen,

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem fetten Sang und Klang,
Eure Horden scheeren, scheeren.

Doch vor einem zittert, Toren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Wiß gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in tote Aichensfloeken;

Über nicht wollt ihr erschrecken,
 Wenn es blüht im Herzensgrund,
 Wenn die Sklaven, Kettenwund,
 Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
 Wo das Lamm ein Löwe heißt,
 Wo es brüllend euch zerreißt;
 Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
 Vom kalten Wind durchweht,
 Die Tannen nur behaupten
 Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Böglein baut sein Lager,
 So grünt das Tannenreis
 Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
 Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
 Im Froste, lebensfatt,
 Wie sie den kalten Winden
 Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
 Die Buche besser stimmt,
 Daß sie den Winterschauer
 Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
 Der ungestörten Einsamkeit!
 Denn keine Herde treibt der laute Tag
 In unsern grünenden Gedankenhag,
 Die schönsten Blüten werden abgefressen,
 Betreten oft im Reime und vergessen.
 Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
 Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,
 Und lenkt das Boot im weiten Ozean

Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
 So sind wir nicht allein, denn bald gefellen
 Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
 Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
 Die feindlich unser Innres tief verlegt,
 Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
 Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
 An denen gerne wir vorüberdenken,
 Um tiefer nicht den Dolch ins Herz zu senken. —
 Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
 Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
 In der Vergangenheit geheimste Buchten,
 Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
 Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwinden
 Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden,
 Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
 Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Witwe. *)

Nach einem heftigen Gewitter
 Wandl' ich allein im tiefen Haine
 Und blicke durch das nasse Gitter
 Der Blätter auf zum Sternenscheine.
 Die sturmesmüden Bäume schweigen;
 Nur manchmal rauschen Windeshauche,
 Wie eine Mahnung in den Zweigen,
 Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.
 So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
 Dich müd versenkt im stillen Grame;
 Doch sah ich deine Tränen zittern,
 Wenn dir erklang sein teurer Name.
 Der Frühling kam, vor seinem Strahle
 Suchst du des Schmerzes traute Schatten
 Und führest nach dem fernen Tale
 Die Kinder an das Grab des Gatten.
 Du wanderst mit den Vaterlosen,
 Mit Tränen neu das Grab zu tränken,
 Auf das du deiner Wangen Rosen
 Gestreut zum treuen Angedenken.

*) Natalie, die Witwe von Klehle, Lenau's Jugendfreund.

O bring zum Grabe deines Lieben
 Von mir auch einen Gruß, und sage,
 Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
 Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Tränen brechen,
 Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
 Mit dir von seiner Jugend sprechen
 Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
 Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
 Vom Banz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
 Des eif'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
 War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
 War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
 Die nördliche Dase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Dämmerweide,
 Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
 Und singend kamen Vögel, hinzuschlüchten
 In ein Ayl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
 Sie führten ihre treue warme Quelle,
 Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
 Durch Wief' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
 Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
 War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
 Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmut führen gerne solche Kunden
 Auf des entflohnem Glückes dunklen Fährten;
 Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
 Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie find es nicht! kein Winter wird sie morden;
 Ob äußres Leben auch im Frost zerfriebe,

Im Innern die Dase schükt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündnis guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen. —

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Sa, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und friere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,

Und schöne Sieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen
Und mit dem Reissig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Siebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Tale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vors Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;

Wir bringen nichts nach Hause
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschließen
Mißmutig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluff.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich oder tot,
So wird ein andrer schießen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Kößlein, ich
Beschlage dich,
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach sinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluff!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Kößlein, ich
 Beschlagen dich,
 Sei frisch und fromm
 Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht
 Und dein Herz, das liebevolle,
 Aber, Mädchen, glaube nicht,
 Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
 Ein süßholbes Lied gedrungen,
 Aber wie die Melodie
 Mußt du wieder sein verflungen.

Meine Freuden starben mir
 In der Brust, bestürmt, gespalten,
 An den Bahren könnten wir
 Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
 Führte mich an steile Ränder:
 Kind, mir würde um dich bang,
 Flieh, es trachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
 Voll duftender Martose,
 Noch lieber als der süße Hauch
 Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
 Von beiden schöner welche?
 Bist du die schönre Rose mir
 Mit deinem Blutentelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
 Im Grün der Frühlingsbäume,
 Also mein Pfeifchen duftend glüht
 Zum Fröhling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
 Ein schmerzlich Ungedenken,
 Hilfst du zu kurzer Raft einmal
 Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
 Die Stirne mir umspinnen,
 Umkreist mich gern der rasche Flug
 Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
 So dünket mich, mir wehte
 Ein heilend Lüftchen Nebel zu
 Vom stillen Tal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traust, ist mir dein Rauch,
 Voll duftender Markose,
 Noch lieber als der süße Hauch
 Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
 In meiner öden Stube,
 Hier tönt's nicht: „Guten Morgen!“ lind,
 Hier tobt kein muntreer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
 Mit schmeichelndem Gewedel;
 Der Rauch nur ist mein Kamerad
 Und dort der Totenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
 Des Hirnes leerer Tiegel
 Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
 Ein fortgefekter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
 Den Freund auf die Kommode,
 Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
 Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Hab an Hab,
 Und dort den bleichen Knochen,

Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was tut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgetan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich ißt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheites,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Rüste blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entraten.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib-, kinderlos verscharren,

Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Tränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke bar,
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Gieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungefügter Gast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald

Blüt' und Andacht unters Rad,
Sausend durch den Walz.

Sieber Benz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Bohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Über Freie scheinst?

Ober ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Band zu Band,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Ober, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Fubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken firre,
 Daß er zu finden lerne
 Das Wasser im Geschirre,
 Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
 In seinen Sprossenwänden
 Bescheid in jedem Winkelin,
 So geht es an ein Blendin.

Der Vögelpotentate
 Brennt nun dem armen Tropfe
 Mit glutgehittem Drahte
 Die Auglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Wiße
 Von solchem schändlichen Werke?
 Ei, daß im Kerkerstube
 Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
 Des Finken Schlag im Märzin,
 Daß Lust und Lied ihm tauchen
 Aus Lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
 Im traurigen Verstecke,
 Gar fleißig überhangen,
 Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
 Die doch den Frühling spüret,
 Sich wagen auf die Kehle,
 Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
 Die frohen Lenzgedanken,
 Er spricht dem kranken Sänger
 Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
 Der Fink mit kalten Bädern,
 Will selbst der Masse singen,
 So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
 Und seinen Frühlingsglauben
 Bis in den Herbst vertagen,
 Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen
 Und seine Flügel dehnen,
 Die Walbeslüfte schlürfen
 Und sich im Frühling wähenen.

Dann auf dem Vogelherde
 Beginnt der Narr zu preisen:
 Die freudenwelke Erde
 In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
 Und seine Frühlingslüge,
 Verwirrt und süß erschrocken,
 Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Denzverlangen,
 Dem Finkler zum Ergötzen,
 Fallen sie ein und fangen
 Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Denz, nun sitzt
 Der Fink in seiner Steige,
 Der Vogler rupft und spricht,
 Daß er den Denz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
 Was broht aus Ost und Norden,
 Das Heer der kalten Winde,
 Die unfre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
 Hör' ich am Vogelherde
 Auch schon den Finken schlagen:
 „Wie schön ist Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
 Nach trüben Winternissen,
 Wenn einst dem Vogelsteller
 Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliebe:
 „Der heitre Mond am Himmel lacht,
 Und ihm entstraßt ein süßer Friede,“
 So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
 Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
 Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
 Ein Totengräber samt der Gruft.

Dort bringt der Mond mit seinem Schimmer
 Still dem Nachtwandler ins Gemach
 Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
 Der Schläfer folgt ihm auf das Dach

Und huscht, geschloss'ner Augenlider,
 Hin, her, des Daches steilsten Bug,
 Als hielte geistiges Gefieder
 Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
 Denn all die Seinen ruhn im Grab;
 Drum wischt er sich die hellen Zähren
 Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Türen
 Auf Diebessohlen leis und lind,
 Der Erde heimlich zu entführen
 Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
 Sucht er sein feines Silbernetz,
 Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
 Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
 Zu stehlen sich ein Spielgesind,
 In seine Wüste zu entrücken
 Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
 Der Erde zu entlocken sucht;
 Er will mit schwärmerischem Rosen
 Bereden sie zu früher Flucht.

Oft, wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
 Bog mir der Mondenschein so lang,
 Ich sei auf Erden nur verwiesen,
 Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
 Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
 Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
 Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
 Zum stillen blassen Mond empor,
 Daß nicht ein wunderliches Grauen
 Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
 Frohlockt so hell des Mondes Licht,
 Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
 Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle
 Und an Ruinen Dornesträuch;
 Doch vor des Mondes schlimmer Helle
 Bewahrt das Brautbett, rat' ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
 Ist euer künftig Kind bedroht,
 Denn viele Stunden wird es weinen,
 Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
 Umhüllen sie das Haupt genau,
 Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
 So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
 Ein Dolch, geweßt im Mondenschein,
 Sticht eine ewig stumme Wunde,
 Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
 Die man nicht gern genauer nennt,
 Weil ihnen sonst die dürren Leiber
 Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Ärzten, Philosophen,
 Ein vultverwirrendes Komplott

Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Berweist so frühe noch einmal.

Und eine Lann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel bliukt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgesunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glühend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trohend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor-ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
 Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
 Wie alles man durcheinander streut,
 Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag
 Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
 Von ihrem Frühstück am Scheidetag
 War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
 Es war: wie eine Mutter um Segen
 Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
 Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
 Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
 Ich las die Zahlen, und ich zerriß
 Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speisereft,
 Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
 Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
 Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.

Der Winter stand, ein eiserner Tyrann,
 Nie lösend seine Faust, die festgeballete,
 Die eisig sich um Berg' und Täler krallte;
 Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
 Als frostbedeckt die Berg' und Tale ruhten,
 Gesellig drängte doch das Menschenleben
 In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
 Dieß Freudenfeste überm Tode schweben.
 Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
 Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
 Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
 Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
 Und übers blanke Feld des Eises glitten
 Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
 So war es jüngst noch im Magyarenlande,
 Am segenüberhäuften Donauftrande.
 Wer hätte wohl in so beglückten Stunden

Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
 Wer hörte damals in den Schlittenschellen
 Prophetisch grause Totenglöcklein gellen?
 Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
 Im Wassersturme tanzende Paläste.
 Die Jubeltage waren halb verflogen,
 Die Freude senkte die erregten Wogen,
 Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
 Die alle Herzen spüren, süß bekommen,
 Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
 Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
 O Frühling, alle Herzen harrten dein,
 Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
 Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
 Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
 Sturmläuten, Jammerruf und Hilfeschreien,
 Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
 Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
 Und deine Blumen sind gerungne Hände,
 Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
 Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
 Danubius, der starke Riese, hat
 Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
 Der Riese hat an hellen Sommertagen
 Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
 Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
 Wie hat es doch so bang gezittert immer!
 Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
 Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
 Urploßlich ward vom Schlaf Danubius munter,
 Er springt nach seiner Braut mit offenen Armen,
 Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
 Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
 Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
 Die wüßten Trümmer mit von manchem Grabe:
 Waldstämme, Dächer und zerriss'ne Mühlen
 Dieß er heran zu ihren Füßen spülen,
 Und Reichen rollt er, frische, längstversenkte,
 Die nun die Flut aus ihren Gräften drängte.
 Die Welle, die vordem so mild und zahm
 Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
 Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
 Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,

Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
 Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
 Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
 Sie steigen immer höher an die Wände,
 Und unaufhaltfam sieht der Mensch sein Ende,
 Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
 Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
 So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
 Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
 Wenn übers Meer der Süden sie entboten.
 Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
 Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
 Sie flüchten in die Heimat übers Meer,
 Von wannen aber keine Wiederkehr.
 Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
 Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
 Im Element verschwunden ohne Spur
 Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
 Als träumte wieder einmal die Natur
 In ihre wilde Jugend sich zurück.
 Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
 Als hätte dürres Laub der Sturm verfest;,
 Die alten Steppen werden aufgefrischt,
 Wo eines edlen Volkes Freude stand,
 Als eine leere Tafel blieb das Land,
 Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
 Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,
 Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
 Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
 Und spät verblutende Erinnerungen.
 Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
 Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh getan;
 Wir lernen unsern kummervollen Wahn
 An dem furchtbar gediegnen Unglück messen.
 O haltet euer Herz an die gefettet,
 Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
 O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
 Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
 Das ist ein böser Frühling für die Armen,
 Und unersehblich ist, was er genommen;
 Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
 Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
 Die milden Gaben, eure Liebesboten,

Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
 Und nicht erwecken können sie die Toten;
 Doch können sie den großen Schmerz bereden,
 Daß er sich allgemach zur Wehmut mildre,
 Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
 Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
 Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
 Der Herzenshauch von euch wird sie erquickten;
 Der schönste Frühling ist die Herzensgütel

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen,
 Wen sie lieben; fremd und rauh
 Meinem Herzen zu begegnen,
 Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
 So ich im Gebirg vernahm,
 Als ich einst, vor Wettergüssen
 Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
 Zwischen Felsen, ruht ein See;
 Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
 Kam den Menschen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
 Brachte Segen in das Haus,
 Und es blickten Wirt und Gäste
 Oft gar sehulich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen
 Trug ein dunkles Mönchsgewand,
 Und der Mann mit ernstern Mienen
 Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
 Nickte und verlor sich sacht
 In den See, zum stillen Grunde
 Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
 Wenn er kam und ihr zum Tanz

Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gebieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Überraschte beim Gebet.

Einft mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zuleid;
Traurig schwieg er, und zur Türe
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Niesen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Wlieb in seinem tiefen See.

Tränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Rippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg deinen Schmerz mit Tränen lind,
Als eine weinende Aja;
Einschläf're ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaja.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gefommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das leztmal.

Noch stehn die Bäume dürr und bar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher
Und ruft nach dir voll Gram,
Dereut schon, daß sie übers Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Wellens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammern
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Rüste rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebenswohl, ein düst'rer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdentoch,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriss'ne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durchs Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Glend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Tor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingefenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgebehten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Kappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Amnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Vog der Freund sich auf den Todesstiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.

Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystallinen Vase
Fiel ein schönes Los im Sterben auch!

Eure holden Auglein blicken trüber,
 In den bleichen Todesschlaf hinüber
 Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
 Während eure Blätter sich entfärben,
 Während eure schönen Blüten sterben,
 Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke sehen:
 „Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
 Tröste unser flüchtiges Geschick!
 Deinen zauberischen Pinsel tauche
 Eilig noch in unsre Sterbehauche,
 Küß' die Seele auf in deinen Blick!“

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
 Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
 Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
 Und es wagt die lieblichste der Frauen
 Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
 Vom besiegten Blumenuntergang.

Husarenlieder.

I.

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein herzlichster Schatz;
 Sie winkt, mit einem Satz
 Ist er da, trara!

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein Wein; sink! sink!
 Säbel blink! Säbel trink!
 Trink Blut! trara!

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein herzlichster Klang,
 Sein Leibgesang,
 Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
 Hat lang gewährt,
 Wir waren geschieden,
 Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
 Im Keller den Wein,
 Hingst du verrostet
 An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
 Probiert' ich den Wein,
 Indessen dorrt
 Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
 Der heiße Streit,
 Mein Schwert, und gekommen
 Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klinge
 Den blanken Schliff,
 Ich lasse dich singen
 Den Todespfiß.

Im Pulvernebel
 Die Arbeit raucht,
 Wir haben, o Säbel,
 Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
 Mein durstiges Erz,
 Betrinke dich, koste
 Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
 Das rote Blut,
 Ist mir eingerostet
 Der Hals vor Blut.

III.

Den grünen Zeigern,
 Den roten Wangen,
 Den lustigen Geigern,

Bin ich nachgegangen
 Von Schenk' zu Schenk',
 So lang ich denk'.

Am Eschako jetzt trag' ich
 Die grünen Äste,
 Rote Wangen, die schlag' ich
 Den Feinden aufs beste,
 Kanonengebrumm
 Musiziert herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schar,
 Sie liegt in ihrem blutroten Blut;
 Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
 Der slinke Husar!

Da liegen sie, ha! so bleich und rot,
 Es zittern und wanken noch husch! husch!
 Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
 Da liegen sie tot.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
 Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
 Und weiter springt sein lustiges Pferd
 Mit rotem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
 Bist du so gehässig und regennässig,
 Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
 Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Nieder,
 Hängen vom Leibe dir die Felsen nieder,
 Taumelst gleich einem verstoffnen zitternden Lumpen,
 Hin von Berge zu Berge mit vollem Lumpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
 Alle Bäche heraus, und plump zertreten
 Hast du die reisende Saat den armen Bauern;
 Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten
 Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
 Aber du wirfst von Stunde zu Stunde noch frecher,
 Wümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Gast an harten Felsen den Kopf zer schlagen,
 Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
 Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
 Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
 Ramen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
 Baden können sie g'nug, doch den Hals nie strecken
 Aus dem Tale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ich! nur dich und seine Solen,
 Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
 Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
 Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
 Und es irrt der Wind verlassen,
 Weil kein Laub zu finden mehr,
 Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
 Von der kühlen, lebensmüden,
 Freudig ruft er's, daß die Spur
 Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
 Schickt der Venz aus fernem Landen
 Dem Zugvogel seinen Trost,
 Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
 Wenn ihm durch das Nebelbüster
 Zückt ins Herz der warme Schein
 Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge übers Meer
 Stärket ihn der Duft der Auen;
 O wie süß empfindet er
 Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln taut;
 Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
 Seit gegeben seinen Laut
 Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
 Durch die Stoppeln hingeschritten,
 Aller Sensen auch gedacht,
 Die ins Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
 Andres Weß bedauern müssen,
 Als das Laub, vom Windeshauch
 Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
 Blick' ich nach den Freudengrüften,
 Denn das Herz im Busen scholl,
 Wie der Vogel in den Büsten;

Ja, das Herz in meiner Brust
 Ist dem Kranich gleich geartet,
 Und ihm ist das Land bewußt,
 Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,
 Vom Wind hereingetrieben;
 Dies leichte, off'ne Brieflein hat
 Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
 Will's in die Blätter breiten,
 Die ich empfangen einst von ihr;
 Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
 Wie er sein Blatt im Fluge,
 Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
 Troß ihrem Namenszuge.

Der toten Liebe Worte flehn,
 Daß ich auch sie vernichte;

Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bitterer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeß'nen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden
Und wird vielleicht so schön nie wiederkommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,

Bevor durchrungen die Schlacht,
 Der Menschheit altes Gesecht
 Um Freiheit, Licht und Recht.
 Ich reiche beiden Heeren
 Beschleunigend Waffen und Wehren,
 Es soll ihr Letztes wagen
 Die Höl', und werden erschlagen;
 Daß noch ein Stündlein Frieden
 Der Menschheit sei beschieden.“

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
 Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
 Wo kein Tau von Tränen sinket
 In die Stille nieder,
 Und hinaus in alle Weiten
 Nächtlicher Vergessenheiten
 Dringen deinelieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
 Freuden mit verlorren Namen
 Kannst du wiederbringen;
 Tauschend treten alle Schmerzen
 Leiser auf in meinem Herzen,
 Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe E. Mitschiks.

Ringsum find die Berge noch verschneit,
 Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
 Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
 Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
 Um des Frühling's Grüße zu empfangen!
 Weil der Tote nicht mehr kommen kann,
 Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
 Die dem Toten hätten kommen sollen?
 Die, gehüllt in euer liches Kleid,
 Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Übersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
 Tagen, die uns heimgesucht,
 Hat der Herbst auf ihrer Flucht
 Letzte Blumen aufgehalten,
 Um sie dir zu schenken!
 Diesem Herbst will ich gleichen:
 Wenn auf meine lauten Wälder,
 Blumigen Gedankenfelder
 Mir die Todeslüfte streichen,
 Daß sie schweigen und verblühen,
 Will ich mit dem letzten Grün
 Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
 Ohne Rebe, Rundgesang,
 Ohne an die Brust zu sinken
 Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde sind zu selten;
 Ohne Denken trinkt das Tier,
 Und ich lad' aus andern Welten
 Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
 Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
 Wie des Ganges heil'ge Wellen
 Trübt ein Elefantenchor.

Dionys in Vaterarme
 Mild den einzlen Mann empfing,
 Der, gekränket von dem Schwarme,
 Nach Eleufis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
 Von Freund und Feinden ferne,
 In stiller Nacht den Wein
 Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
 In Blicken und Gedanken
 Und könnt' auf solchem Ritt
 Das volle Glas verschwanke.

Der Kerzen heller Brand
 Kommt besser mir zu statten,
 Da kann ich an der Wand
 Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
 Du wesenloser Becher!
 Auf, schwinge, mein Kumpan,
 Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
 In deinem Glase schweben,
 Schmeckt besser mir der Wein
 Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
 Die Luft des Erdenpfades,
 Sah er vorübergehn
 Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
 Hast dich nicht verändert,
 Warst vor Jahren schon
 Ebenso gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
 Zeit mir eingehauen:
 Jugenduntergang
 Läßest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
 Spät im Herbst ragen,
 Umriß war noch da
 Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat .
 Gibt der Berg zu wissen:
 „Meine Wälder hat
 Mir der Sturm zerrissen.“

„Meine Herde schied
 Mit den Glockenklängen,
 Still das Alpenlied
 Auf den Wiesenhängen.“

Hohen Angesichts
 Blickt der Berg ins Ferne,
 Nahm der Herbst doch nichts
 Seinem Felsenferne.

Froh ins ferne Land
 Will wie er ich blicken;
 Und mein fester Stand
 Troße den Geschicken.

Süßes Traubenblut
 Fließt auf meiner Schanze;
 Hebe, teures Gut!
 Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Dicht
 Andres Blut einst fließen,
 Minder freudig nicht
 Will ich mein's vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
 Den Pokal, mich lassen leben;
 Wenn sie meinen Leib bestatten,
 Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
 Schatten, doch ich wüßte keinen
 Auf dem weiten Erdenringe,
 Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
 Soll gebrochen sein die Treue,
 Lassen tiefempfundne Mären
 Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
 Hast mir Liebes oft erwiesen;
 Will zu stolz das Herz mir glänzen,
 Zeigst du still mir meine Grenzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
 Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
 O Gott! wie deine Schritte tönen!
 In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
 Die hochgeschwellten Bäche fallen
 Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
 Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
 Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
 Und drüber goldner Wolken Flug:
 Die Liebe ist in vollem Zug.
 An jeder Stelle möcht' ich liegen;
 Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
 Ich möchte fort und möchte bleiben,
 Es fesselt mich und will mich treiben.
 O Lenz, du holder Widerspruch:
 Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
 So heimatlich und ruhebringend,
 So fremd, in alle Ferne dringend.
 Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
 Erscheint dem Herzen wunderbar
 Ein stehengebliebner Freudenblick,
 In Gottes Herz ein offner Riß;
 Und wieder im Vorübersprung
 Ein Himmel auf der Wanderung;
 Ein irrer Geist, der weisend flieht
 Und bang das Herz von hinnen zieht.
 Ich wandle irr, dem Himmel nach,
 Der rauschend auf mich niederbrach;
 O Frühling! trunken bin ich dein!
 O Frühling! ewig bist du mein!

Au die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
 Meinem Herzen ihr in allen Tagen;

Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Marias schwertdurchbohrt
Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgeriff'nen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren;
Kauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Teil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verbliehen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschentat
Und die Wunder himmlischen Entfagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Raft,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,

Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Niesen.

Lerche sang ihr luftverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Herde irrt' am Wiesenhang,
Rühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbelaute.

Raum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Dieß die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich talwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschlossenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunkenen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühen, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft-wehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäft! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde sozial,
Weiß dich dem Tatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verkrumpfen!“
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;

Befreien wollt ihr das geachtete Leben,
 Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
 Euch sank zu tief ins Aug' die Nebelkappe,
 Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
 Und wenn ihr heißet vom freigebornen Lied,
 Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
 Ein Blumenantliß hat noch nie gelogen,
 Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
 Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
 Als euer wirres Antliß, wutverzogen.
 Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
 Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
 Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
 Mit all der matten Eisenfresserei.
 Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
 Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
 Doch nimmermehr lass' ich von euch mich bingen!"
 Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzt hier auf weichem Moose,
 Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
 Um dein Antliß Frühlingswinde wallen,
 Und da drüben lärmten Nachtigallen.
 Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
 Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
 Sähest du auf einem harten Stumpfe,
 Räme dir der Duft von einem Sumpfe,
 Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
 Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
 Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
 Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
 Wäre dort die Wolke losgebrochen,
 Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
 Hundert Dinge stören dir's Gehege,
 Weisen deiner Phantasie die Wege,
 Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
 All dein Dichtertreiben find' ich nichtig.“
 Also spricht der Rationaliste,
 Der den Dichter heimlich hat belauert,
 Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
 Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.

Dichter spricht: „Wenn Vögel, Blumen, Winde,
 Und das ganze liebe Lenzgesinde
 Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
 Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
 Hätt' ich rauhen Felsenfuß erklettert,
 Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
 Raub umkrächzt von einem Rabenvolke,
 Oder auch von Hagelschlag umwettert:
 Säng' ich! und in meinem Liede schalten
 Dieß' ich gern auch die Naturgewalten.
 Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
 Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
 Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
 Aus der Welt die Poesie zu merzen.“

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
 Und bald empfängt er eure Huldigungen;
 Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
 Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
 Immer noch ist's kein Gedicht,
 Wenn um den Gedanken nicht
 Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
 Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
 Was sie wecken, Lust und Leid,
 Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
 Wie Lohneisenklapperstein,
 Mag das Wort gemeistert sein,
 Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrtum.

Was ihr Bild nennt unverständlich,
 Ist nur Gleichnis, kalt und hohl,
 Wo der Geist nicht ein Symbol
 Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Klingeln Salomonis,
 Das die Diven zwinget ein
 Zaubermächtig, es ist kein
 Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
 Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
 Kann den Kranz sich dauernd heften;
 Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
 Mit dem Mist der Schmeicheleien,
 Wird er über Nacht dir sterben;
 Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
 Wenn er dir auf Dornenwegen
 Und nach heiß vollbrachten Werken
 Überraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
 Zugvogel Poesie,
 Singt jeder andern Ton,
 Und andre Melodie.

Strichvogel hüpf und pfeift
 Und pickt von Ast zu Ast,
 Und höchstens einmal streift
 Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: „Freund! bleib im Land
 Und redlich nähre dich;
 Es wagt um Fabelstand
 Ein Narr nur weiter sich.

D halte deinen Flug
 Von Meer und Stürmen fern,
 Die Sehnsucht ist Betrug,
 Hier picke deinen Kern!“

Zugvogel aber spricht:
 „Du Flattrer, nteinen Flug
 Und Zug verstehst du nicht;
 Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu
 Und bleib auf deinem Ast,
 Wenn keine Ahnung du
 Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
 Und Narrenmelodei,
 Daß hinterm Ozean
 Auch noch ein Ufer sei.“

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemütskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
 Begannst zu hadern und zu rechten,
 Kann dir der kleinste, stillste Wurm
 Im Herzen wecken einen Sturm,
 Wie einst in jenen Frühlingstagen,
 Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
 Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
 Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Rühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
 Am Grabe der Mutter weint das Kind,
 Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
 Den Prediger, der so rührend spricht.
 Er gedenkt, wie fromm die Tote war,
 Wie freundlich und liebvoll immerdar,

Und wie sie das Kind so treu und wach
 Stets hielt am Herzen; wie schwer dies brach.
 Daß grausam es ist, in solcher Stund'
 Die Toten zu loben, ist ihm nicht kund,
 Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
 Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
 Es regnet, immer dichter, herab,
 Als weinte der Himmel mit, aufs Grab,
 Doch stört es nicht den Leichenfermon,
 Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
 Die Tote hört der Rede Laut
 So wenig als: wie der Regen taut,
 So wenig als das Rauschen des Winds,
 Als die Klagen ihres verwaisten Kindes.
 Der Priester am Grabe doch meint es gut,
 Er predigt dem Volk mit Kraft und Blut,
 Verwehender Staub dem Staube,
 Daß er ans Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
 Troß aller Gaukelei der Frommen,
 Daß mit dem Leben vor dem Grabe
 Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
 Die Erde sei nur Übungsstätte,
 Nur Voltigierbock sei das Leben,
 Aufs Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
 Wird jeder bald schon hier, zur Stunde,
 Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
 Sein Köhlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
 So überm Wasser hinzuschweben,
 Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
 Einladend, seine leckern Speisen.
 Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
 Die feinsten Fischlein zu entdecken,

Sein treues Auge sieht beizeiten
 Am Strand den Jäger lauend schreiten,
 Und plötzlich unter taucht der Rab',
 Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab
 Und taucht erst fröhlich wieder auf,
 Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
 Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
 Wie schlafgriffne Augenlider,
 Den Augenlidern gleich des Raben,
 Der nach genoss'nen Meeresgaben
 Am sichern Fels, im Sonnenschein,
 Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
 Ihr lasset leben manchen Mann;
 Und morgen schon denkt keiner dran,
 Ihm eine Freud' ins Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pöreat! euch brüllen,
 Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
 Doch keinem ist der Mut beschert,
 Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
 Wo nicht mein Herz beglücken will;
 Zum bösen Wunsche bleib' ich still,
 Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
 Doch lachend wogte das goldene Feld
 In lustigen Sommerwinden,
 Das übrige würde sich finden.

Die Köpfelein schlichen den lahmsten Trab,
 Als wäre die Erde ein weites Grab
 Und fürchteten sie zu versinken
 Auf Tote zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
 Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,

Wie feine Säule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh;
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zertheilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Kings tobte die Rache um Helenas Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Kutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Turm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?!“

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegeästöber, Flock an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
 Du verschacherst alte Kleider;
 Aber alle seid ihr leider
 Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
 Speist am fremden Heiligtume
 Auf der Bank ein Stücklein Krume,
 Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
 Jubeln um das Kreuz im Ringe,
 Und er hört die Silberlinge
 Klirren Judas, dem Verräter.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
 Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
 Um den Schläfer, um das Bündlein,
 Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
 Und er rüttelt wach den Armen:
 „Schlaf nicht!“ ruft er mit Erbarmen,
 „Sonst erfrierst im Winterschauer.

Leg wahrhaftig deine Bürde
 Hin am Kreuze, samt dem Fluche;
 Jude, irres Schäflein, suche
 Jesu Christi warme Hürde.

Jude, wolle dich befehren!
 Dir vom ganzen alten Bunde
 Blied dies Bündlein nur zur Stunde,
 Dich zu schützen, dich zu nähren.

Laß dich taufen und verwandeln:
 Mancher tat's, und mit vier Koffen,
 Hornklang kommt er nun geschossen,
 Der einst umrief: nichts zu handeln?

Nimm mich an zu deinem Paten;
 Nebst dem Angebind, dem werten,
 — Gott gesegnet's dem Befehrten —
 Sabst du dich an Wein und Braten.“

Drauf der Jude spricht, der echte:
 „Daß mich nie und nimmer taufen.
 Wollt Ihr nicht Gewänder kaufen
 Für die Dirnen, für die Knechte?

Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
 Jude noch im Herzensgrunde,
 Schwerer als des Bündels Pfunde;
 Wählt Euch was von meinen Stücken!“

Doch er sieht den Bauer scheiden,
 Und sein Bündel schnürt er wieder,
 Müde senkt er drauf sich nieder,
 Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
 Schlaf und froher Traum befallen,
 Eine Stimme hört er schallen,
 Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
 Ruft Messias, näher, näher. —
 Wandrer finden den Hebräer
 Biegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Sprize Funken, Säbelklinge,
 Werde meinen Hammer schlägen
 Hart, geschmeidig, scharf, du Degen,
 Daß dich froh der Reiter schwinde!

Schwert, wie dir mein Hammerschwinger
 Helle Funken ausgetrieben,
 Sollen bald von deinen Hieben
 Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
 Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
 Steuern wachsen auf den Feldern
 Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
 Still verwahrlost, sanft verwüstet;
 Wie er seiner Tat sich brüstet!
 Alles hängt voll Spinnweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
 Klafft und gähnt erst manche Wunde,
 Gähnt man feltner mit dem Munde,
 Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
 Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
 Weil der Tod zerreißt die Larve,
 Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
 Frische Luft der Wahrheit wehen,
 Tote werden auferstehen,
 Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
 Das beste Glück hab' ich versäumt,
 Die Winde sausen durch die Stoppeln,
 Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
 Ich ändre drum nicht meinen Mut,
 Und nicht erhit' ich meine Sohlen,
 Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
 Gestanden einmal in der Schlacht,
 Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
 Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen,

Drei Wünsche blieben mir versagt,
 Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
 Das Glück, mir feindlich allerwegen,
 Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
 Die erste Kugel hingestreckt,
 Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
 Mein Weib treulos mir's Bett verborben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
 Schon sind die Blüten längst verweht,

Der Sommer reißt die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Benz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneshauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klingen
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Nieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Reime künst'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Krystallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! Vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundene
Stehn geblieben in Gedanken;

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Sucht um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Thone
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jezo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Weide.

In der Symphonien rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nah'n und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermütigen,
der sich selbst den Tod gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen;
Die bängste aller bängen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagten,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermut trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem toten Rinde.

Die Kösslein all' zerpflücken
 Und zu die Auglein drücken
 Dem Genz wir und dem Kleinen,
 Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
 Ihr Leben und verfluchen,
 Und wenn das Käuzlein gresse
 Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meerestwellen
 Aufstürmen und zerschellen,
 Im Sturm die Möwen zagen:
 Erhebt das Lied sein Klagen.

O Möwenschrei und Schwanken!
 O menschliche Gedanken
 Vom Leben ew'ger Dauer,
 Hört ihr des Liebes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
 Nur abgebrochne Halle,
 Ein ahnendes Besinnen
 Raum auf des Lieds Beginnen.

Bei feinem vollen Klange,
 Ach, würde uns zu bange,
 Wir stünden schmerzlich träumend,
 Das Erdentwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen
 Und sang es fort beklommen;
 Dies Herz hat ausgesungen
 Das Lied und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlornen Schlacht,
 Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
 Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum
 Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Kofse ſchreiten ſanft und weich,
 Sonſt flöß' das Blut zu raſch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht geſellt,
 Und einer ſich am andern hält.

Sie ſehn ſich traurig ins Geſicht,
 Und einer um den andern ſpricht:

„Mir blüht daheim die ſchönſte Maid,
 Drum tut mein früher Tod mir leid.“

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
 Und ſterben muß ich hier ſo bald!“

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
 Sonſt nichts, doch ſchwer mirs Sterben fällt.“

Und lauernd auf den Todesritt
 Ziehn durch die Luſt drei Geier mit.

Sie teilen freißend unter ſich:
 „Den ſpeißeſt du, den du, den ich.“

Welke Roſe.

In einem Buche blätternnd, fand
 Ich eine Roſe welk, zerdrückt,
 Und weiß auch nicht mehr, weſſen Hand
 Sie einſt für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
 Verweht Erinnerung; bald zerſtiebt
 Mein Erdenloz, dann weiß ich auch
 Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
 Durch Jeruſalems Gefilde;
 Weinend trat er auf den Boden,
 Wo einſt wallte Jeſus Chriſtus,
 Und die Lippen ſenkt er küſſend
 Auf den Grund, der ihn getragen,

Alles Erdenleids genesen
 Fühlt sich hier der fromme Pilger;
 Mit der Bürde seiner Sünden
 Sind die Lasten seiner Sorgen
 Hinter ihm ins Meer versunken. —

Unders rauschen hier die Wasser,
 Unders wehen ihm die Lüfte,
 Wie erquickend und geheiligt
 Sind die Züge seines Odems!
 Wunderbar bewegte Hauche
 Säufeln durch das Laub der Bäume,
 Gleich als hätte hier die Erde
 Ihn noch immer nicht vergessen,
 Der hier einst geliebt, geduldet
 Und am Kreuz für uns gestorben;
 Gleich als rauschten holde Mären
 Sein Gedächtnis durch die Wipfel,
 Frohe Kunden, Festgesänge,
 Göttlich leise Traditionen,
 Von den Blättern, welk und sinkend,
 Zugerawscht den frischen, grünen,
 Und von Blüte hin zu Blüte
 Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
 Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
 Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
 Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
 Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
 Eh der Tod den feinen dir beschieden.
 Als Gedanke ist der Geist das Licht,
 Wärme ist im Herzen er als Liebe;
 Was nicht fein, verfall dem Gericht,
 Lust und Schmerz — es sterbe und zerstücke!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
 Und es zuckten Wetterscheine,

Draußen jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Wangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Oh der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Teilte sie nicht, schnell verglühend,
Wieber solche Frühlingslose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter tot.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Überwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenfer.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudenraale
Durchs Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen,
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanke,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „Ich liebe dich!“

Die Bauern am Tissastrande.

Törichte Freunde des toten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Märlein euch unterhalten.

Warme, lebendige Lüfte wallen
Über dem schönen Magyarenlande,
In den Gebüschern die Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.
Fischlein, springend mit stillem Ergötzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Ruß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühen kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand;
Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Diebestönen, schwachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen ans Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirte schon mit dem Getränke
Über die finsternen Kellerstufen.

Um den Tisch sitzen die Alten,
 Vor dem Tische noch Schmaus zu halten.
 Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
 Geht das köstliche Weizenbrot,
 Und sie führen behaglich zum Munde
 Feurigen Wein, tiefdunkelrot;
 Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
 Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
 Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
 Braten und Schinken, warme und kühle,
 Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
 Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
 Hei! wie die Hämmer der Zimbel springen
 Über die Saiten frisch auf und nieder,
 Pochender Herzschlag heimischer Vieder.
 Himmel! wie jauchzen die Geigen so helle,
 Schmetternd schreit Klarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengeficher
 Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
 Setzen gewaltig, fest und sicher
 Über des Mißklangs drohende Kluff.
 Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
 Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
 Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
 Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Burschen tanzen im Saale,
 Schwingen empor die hurtigen Weiber,
 Werfen empor die blühenden Leiber
 Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
 Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
 Nach der Musik beschleunigter Weise,
 Wie der wirbelnde Strom den Rahn,
 Wie ein Rosenblatt der Orkan.
 Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
 Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
 Als die beliebte „Werbung“ erklungen,
 Uralt immer willkommene Klänge,
 Nie vergess'ne Ahnengesänge.
 Was, längst Asche, ruht in den Gräften,

Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
 Von den Toten klingt in den Lüften
 Freudenvermächtnis den späten Söhnen.
 Wie gebannt von den Geistern der Alten,
 Wollen nichts Neues hören die Bauern;
 Und der Zigeuner muß ausdauern,
 Darf nicht wechseln noch innehalten.
 Also tanzen sie Stund' auf Stunde
 Immer zur alten beliebten Weise,
 Bis die Zigeuner, müd' zum Grunde,
 Heimlich sich winken und — spielen leise.
 Doch die Berauschten merken es nimmer,
 Hören des Liebes Vollklang noch immer.
 Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
 Hallt und verhallt die lustige Werbung;
 Baß und Flöte, Zimbel und Geigen
 Haben sich stille hinausverloren,
 Doch der Musik und des Weines Toren
 Hören sie immer noch, springen den Reigen;
 Springen ihn, bis der Sonnenschein
 Strahlend bricht durch die Fenster herein
 Und der Wirt rings „guten Tag!“
 Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —

Weithin das lachende Märlein fliegt
 Von den Toren, die immer noch sprangen,
 Während schon längst, erschöpft und versiegt,
 Ihre Musik war heimgegangen.

Waldlieder.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
 Wo unten still das Rätsel modert
 Und auf in Grabesrosen lodert;
 Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
 Mit himmlisch duldbender Gebärde
 Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
 Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum, daß sie geklungen hatten,
 Flog scheu zum Wald zurück der Wilde;
 Ich sang, wie er, ein Lied dem Wilde
 Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
 Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
 Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
 Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
 Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
 Durch die mir leuchten deine Blicke,
 Den trüglichen Verband gerissen.

II.

Die Vögel fliehn geschwind
 Zum Nest im Wetterhauche,
 Doch schleudert sie der Wind
 Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
 Ist ins Gebüsch verkrochen;
 Manah grünend frischer Ast
 Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
 Mit roten Blitzefahnen,
 Aufspielend wirbelt, pfeift
 Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
 Ist außer sich geraten,
 Springt auf an Bäumen wild,
 Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
 Es kracht die Welt in Wettern,
 Als wollt' am Felsgestein
 Der Himmel sich zererschmettern.

Der Regen braust; nun schwand
 Das Thal in seiner Dichte;
 Verpfählt hat er das Land.
 Vor meinem Augenlichte

Doch mir im Herzensgrund
 Ist Heiterkeit und Stille;
 Mir wächst in solcher Stund'
 Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stoße
 Die Gewitterlüfte streichen;
 Tropfen sinken, schwere, große,
 Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
 Mahnt mich dieser Bäume Schwanke,
 Mahnt mich an Gewittertropfen,
 Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähnen
 Sich entlasten unaufhaltsam,
 Stürzen ihm die großen, schweren
 Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Träne noch zu fassen,
 Kam sie nicht hervorgebrochen,
 Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
 Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
 Die aus ihren Augen quollen;
 Und ich werde, bis ich sterbe,
 Sehen diese Tränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingedrungen,
 So fürcht' Erinnerungen,
 Sie stürzen auf Waldwegen
 Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
 Um deine Brust zu heilen,

So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldbesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugenbliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liebern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunkeln Halme blißen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß Nach-ihm-Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,

Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterluft
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Rüste kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelsäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es sprüht die feurig salben
Blitze, ihm das Haupt zu salben;
Die Natur, die offenbare,
Traulich sich mit ihm verschwisternd,
Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefsten Gründe
Ist der Himmel nach dem Streite;

Wer die Walbesruh verstünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Büstchen weht,
Nicht die schwanksten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, stillesteht.
Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zauberer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankenreze.

Stimmen, die den andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen,
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel schlummern auf den Ästen
Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Rauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieber.
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Reich der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne schwächliche Quelle,
Weil alles andre ruht,

Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöse,
Eingeschlafen vielleicht im Schoß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
Still versiegend ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahl die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Hörchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Moooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhig;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinn're,
Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
Nacht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wundertätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen

Die Gedanken, bewaffnet, als Viktoren,
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Tränen
Und noch lange hörte den Ruf der Heimat;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Nieren!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergrieffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Rosend schlüpfen durch die Äste
Muntre Vöglein, andre singen;
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschnachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Nings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgefungen,
Und dürre Blätter sinken leise,

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.



Lyrisch=epische Dichtungen.

Klara Hebert,

ein Romanzenfranz.

Cistern.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen, liebervollen,
Wonnigen Provencertale!

Heißer glüht der Fuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten.

Boller tönt des Donners Stimme
Und die Sterne blinken heller;
Rascher blüht die Frucht und reifet,
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Tränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Schauer wehren
Daß er ihm das Herz durchbringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
 Sieht der Wandrer dicht daneben,
 Selten auf granitnem Blocke
 Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
 Scheint der Tod sich zu ergehen
 Und den Leben nachzufinnen,
 Die sein Obem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
 Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
 Und er brauset in den Schluchten,
 Ob er bang nach Hilfe riefte.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
 Städtchen Gisteron geschmieget,
 Wie zu des Gebieters Füßen
 Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
 Und in längst verblübnem Glanze
 Herrschten hier von ihrem Schlosse
 Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
 Die verfallnen Türme winken:
 Alles Edle hier auf Erden,
 Alles muß am Ende sinken!

An den Türmen, steil und plötzlich,
 Hebt sich eine Felsenmasse,
 Eine Herberg' für die Wolken,
 Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
 Steht ein Häuschen, einsam, wüste,
 Wo der Heide mit dem Opfer
 Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen
 Ward der Tempel zum Gefängnis,
 Wo die Tyranei ihr Opfer
 Quält in heimlicher Bedrängnis,

Rudewig, du böser König!
 Michelieu, du arger Priester!
 Wagt der König nicht den Frevel,
 Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
 Will ein Priester ihr gebieten;
 Statt den Himmel ihr zu geben,
 Raubt er ihr die Erdenblüten.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
 Hebt sich jenseits von den Auen,
 Und die Wellen der Durance
 Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
 An den mondbeglänzten Riffen,
 Und von räthselhafter Wehmut
 Fühlt der Wandrer sich ergriffen;

Denn er hört im ruhelosen,
 Immergleichen Wellenschlage
 Ewig an die Sterne tönen
 Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
 Alles Leben! — doch von wannen? —
 Doch wohin? — die Sterne schweigen,
 Und die Welle rauscht von dannen.

Esteron, das Städtchen, schlummert,
 Nur im Schlosse lassen Worte
 Dumpf und eilig sich vernehmen,
 Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
 Dort hinauf zum Felsenhause:
 Waffenknechte sind es, führen
 Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
 Heiß durchrollt von Königsblute,

Edler Sproß vom Stamme Waſa,
Ach, wie mag dir ſein zumute!

Heldenjüngling, der du kämpfteſt
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verräteriſcher Fremde
Mußt du als Gefangner ſchmachten!

Spricht man ſo im feinen Frankreich
Hohn des Gaſtes heil'gem Rechte,
Daß den freundgeſinnten Fürſten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Mordgewehre;
Aber nicht des Polenfürſten
Stolz und ſchnell verwiſchte Zähre.

Auf dem ſteilen Stufenpfade,
Eingehauen dem Granite,
Heben ſich in ſcheuer Windung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im ſchwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend ſieht er ſeinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes ſtehen,
Und er hört im Niederlauſchen
Immer leiſer dort die Schluchten,
Leiſer die Durance rauſchen.

Horch! ein Lüſtchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen ſingen,
Kommt dem Armen nachgeſlogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüſtchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er ſcheidet,
Nachheilt mit der milden Spende.

Und ſie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte ſchallen;

Still ist nun der Wasser Rauschen,
 Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
 Die verlass'nen Felsenklippen;
 Kein Gesträuch und keine Blume
 Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der selige Abend.

Schnell versammelt um die Felsen
 Haben Wolken sich und Winde,
 Um den neuen Gast zu grüßen,
 Seines Kummers Spielgefinde.

Ausgeloschen ist das Mondlicht
 Und der Sterne helles Flimmern,
 Durch die enge Fensterspalte
 Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
 In die dunkle Ferne nieder,
 Und es flattern seine Locken
 Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
 Wie das Laub der Trauerweiden
 Um die bleiche Marmortafel
 Über den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
 Eines seligen vor allen,
 Als in Martigues er gelandet
 Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die sturmerprobte
 Genuesische Galeere,
 Lustig flogen ihre Wimpel,
 Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
 In der Wellen bunt Gedränge,
 Wie ein König, goldverstreuend,
 Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
 Schön in ihrer stillen Größe;
 Nur noch manchmal an das Ufer
 Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
 Noch das Herz mit bangem Schläge,
 Ist auch schon das Auge heiter
 Und verstummt des Mundes Klage.

Liebtlich war der Lüfte Säuseln
 Nach dem rauhen Sturmestosen;
 Auf der Meeresruhe schwebten
 Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirklich,
 Winkt der Gasthof mit dem Schilde
 Dreier Bilien, einzufehren
 Zu dem schönen Engelbilde:

Alara Hebert, weit gepriesen
 Rings im Lande ob der Blüte
 Ihrer Schönheit, weit im Lande
 Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
 Tritt der Seemann in das Zimmer,
 Dringend heischt er nach dem Becher;
 Doch sein Mut wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirtin Tochter
 Freundlich mit den zarten Händen,
 Und er läßt den Becher stehen,
 Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwinden,
 Trinkt er aus mit raschem Zuge;
 Daß sie noch einmal ihn fülle,
 Klopft er sachte mit dem Krüge.

Seine Seele wird ergriffen
 Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
 Die für immer er verloren
 Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
 Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
 Daß die Stürme ihm ent schlagen
 Dieses ungewohnte Bängen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
 War der Prinz nun angekommen;
 Ihn empfing die Wirtin rauschend,
 Ihre Tochter still bekommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
 Steht sie, harrend der Befehle,
 Raum zu ihm hinaanzublicken
 Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwerkmut
 Sprechen seine schönen Züge,
 Und des Auges Bliß verkündet
 Hell des Mutes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke
 Und sie können nicht verweilen,
 Müssen mit dem schönen Bilde
 Schnell zurück zum Herzen eilen.

Überwältigt von der Liebe
 Selig bringendem Erwarten,
 Treten beide unwillkürlich,
 Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
 Mit verschwiegenem Gefühle;
 Gastlich bieten hier die Bäume
 Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
 Singen auf den grünen Zweigen,
 Gleich als wollten sie verraten,
 Was die beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
 Sie auf ihrem schönsten Gange;
 Endlich wird die Liebe Sprache,
 Und sie flüstern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
 Daß sie ihm auf weiter Erde
 Die alleinige Geliebte
 Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
 Ist der Himmel aufgegangen,
 Seines Lenzes Purpurblüten
 Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß.

Jener Abend war entschwunden;
 Doch mit jedem Morgenlichte
 Fand Johannes im Gefängnis
 Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen
 Die er sah auf seinen Wegen?
 Hauchten diese Blumen nie noch
 Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich jemand
 Abgeschmeichelt jeder Stelle
 Eine freundlichere Miene,
 Seitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
 Ob ein Geist es heimlich übe,
 Allgewärtig, ungesehen,
 Kann es jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
 Die getreu dir auch im Leide,
 Ist noch eine treue Seele
 Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
 Deinem Blick verborgen halten,
 In die Pflicht des Pagen hüllen
 Ihrer Liebe stillen Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
 Gelbe, angetünchte Farbe,

Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Raum erwacht der Tag im Osten
Und der Schwalben frühes Rufen,
Gilt auch schon das gute Märchen
Nieder die granitnen Stufen.

Über Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflücket sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Runde;
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Teuren mengen ihre
Tränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Märchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimatischen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Fenster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenspenden.

Still und schüchtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß sie nicht Verräter würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebend,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angeficht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedetes Wort geendet
Und des Prinzen düstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Reise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen sind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle. —

Weiche Provençalienlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Kunde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Märchens Vetter, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Flehn bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Prestotalwacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, höhnische Gesichter
In den Kerker auf die beiden.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Weidruf
Ringsum in Gebirg und Talen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschoff'nen Strahlen.

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammpfeil zu wehen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, umraset von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen
Zum Gefängnis aufzuklettern?

Richelieus geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Taten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsołbaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Raſtend halten ſie jetzt inne
 Auf bequemer Felsenfläche,
 Daß des Greuels nahen Ausgang
 Noch das finſtre Paar beſpreche.

Wildfrohlodend ruft der Hauptmann:
 „Heute muß das Werk vollbracht ſein,
 Und zur Freude des Miniſters
 Dies des Polen letzte Nacht ſein!

Reich an Haſſe iſt der Prieſter,
 Deſſen mag manch Grab ihn loben;
 Doch des Haſſes herbſte Fülle
 Kocht ſein Herz für den da oben.

Denn der hat ſich kühn vermeſſen
 Einſt in hoher Fürſten Kreiſe
 Dem Gefürchteten zu nahen
 Auf verächtlich kalte Weiſe.

Und er wäre längſt verblichen;
 Doch der König ſelbſt, der ſchwache,
 Hat Gewalt verboten, fürchtend
 Oſterreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigner Fauiſt ich
 Nach der rechten Stunde haſchen
 Und mit dem, was wir vollbringen,
 Selbſt den Teufel überraiſchen.

Doch daß unſrer Tat Geheimniß
 Kein Verräterohr belauſche,
 Biegt der Wache ganze Rotte
 Eingezecht im tiefften Raulſche.

Hurtig ſchleudern in den Kerker
 Wir die lohen Schwefelbrände,
 Daß der Fürſt im ſchweren Qualme
 Sein erlauchtes Leben ende!

Und ſein guter, treuer Landſmann,
 Der da ſchläft an ſeiner Seiten,
 Wird den Freund wohl mit Vergnügen
 In die andre Welt begleiten.

Duſtig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingefchlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordtat unſrer Hände;
Und der wütet heut ſo närrisch,
Daß er's ſelber glaubt am Ende!"

Haſtig ſchreiten ſie nun aufwärts,
Kommen zu den Kerkerthoren;
Doch es ging von dem Geſpräche
Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte ahnen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren ſchlimmen Bahnen.

Sachte ſind ſie nun getreten
In das Haus, die Schwefelbrände
Aus dem Dunkel ſtill zu holen,
Und entzünden ſie behende.

Märchen weckt den Better ſchleunig,
Der in leichtem Schlummer nicket,
Hält die Hand ihm, daß er ſchweige,
Zitternd auf den Mund gedrückt.

Chantereine iſt ſchnell und leiſe
Schon zum Fenſter angekommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Brand hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entſchloſſen:
In den bodenloſen Abgrund
Stürzt der Böſewicht erſchoſſen.

Wütend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara, lebst du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Rast mit Blick und Händen
Spürend nach dem teuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Züge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Rose sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Brust gedrungen
Ist der Dolch des Mordgesellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raschen Wellen.

Und ein stilles, starres Lächeln
Ruht so hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle sie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die süße Sehnsucht,
Hinzusterben für die Liebe;

Hinzuschütten alles Leben
Mit dem einen süßen Worte:
„Dir!“ — wie stürzt das Blut so freudig
Durch die aufgeriss'ne Pforte! —

Doch der alte treue Marko
Waltet ohne Rast noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernste Süden,
Die der höchste Nord geboren,
Seiner Kunst geheimste Kräfte
Werden jetzt von ihm beschworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe;
Seine Seele zittert zwischen
Klaras Lieb' und ihrem Grabe. —

Endlich hebt sich ihre Wimper:
O du Seligster von allen!
Freude schluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte treue Marko
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunst ist deine Gnade,
Die vom Tode sie gerettet!“

Klara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudezähren,
Dem zuliebe bald auf immer
Sie geschlossen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen;
Ein jungfräuliches Erröten
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botschaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauerleute,
Was der Herbst mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten streute.

Neben schwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin feinem Korbe
Wird das schmucke Obst gefallen.

Mit Geschichten, frohen Poffen,
Und nun wieder mit Gefängen,

Suchen sie sich wegzustehlen
Über ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
Und sie stehen, und sie schweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug' und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
Brausend gleich empörten Wogen,
In noch nie gesehnen Trachten
Kommt die Schar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
Rufen die erstaunten Bauern;
Doch mit Staub die Rosseshufe
Ihnen schnell den Mund vermauern —

Es ist Christoph Gonfiowski,
Von Smolensk der Woimode
Der mit seinen Reitgefährten
Manches Ross gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
Schmachten in den Kerkermauern;
Wladislaw, sein treuer Bruder,
Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladislaw, der Polenkönig,
König auch im Schwedenlande,
Ist empört in tiefster Seele
Über Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

In dem Schlosse zu Saint-Germain
Schrauben schon die müden Kenner;

Vor den argbetroffenen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonsiowski so zu reden:
„Wladislaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
Seinen Bruder freigesprochen,
Soll an Euch und Eurem Bande
Blutig sein die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
Euch an Spanien zu verraten,
Ist nur eine schändliche Lüge
Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
Von der Kirche grimmstem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Nistet dieses Ungeheuer! —

Östreich, Spanien und Italien
Werden sich an Polen halten,
Eure Macht und Johannis Kerker
Schnell mit einem Hiebe spalten!“

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeschämiet, starrt zur Erde
König Ludwig und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunſtgeſchmückten Treppe
 Stehn die königlichen Gardes,
 Dem Andrang des Volkes wehrend
 Mit dem Stoß der Hellebarben.

Johann Kaſimir, gebleichet
 Von des Kummers langem Drucke,
 Stieg herab, ſeit lange wieder
 Heut im vollen Fürſtenſchmucke.

Auf dem Haupt die ſamtne Mühe;
 Um den Buſch des Reiherz brannten,
 In vielfache Schnur gewunden,
 Große helle Diamanten.

An dem ſamtnen Oberkleide
 Weite Ärmel niederhangen,
 Drauf das goldne Fell des Widderz
 Und die Demantfette prangen.

Der koſtbare Perſergürtel
 Trägt des Säbelz Eiſenbogen
 Mit rubinbeſetztem Griffen,
 Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauſchen die Begleiter:
 Sully, Angouleme neß andern,
 Sagen ihm viel süße Worte,
 Wünſchen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
 Muß auf jeder Stufe ſtoßen,
 Unaufhaltſam ſtrömt das Volk zu,
 Mit gutmütigem Frohlocken.

In der Treppe tieffter Eße,
 Hinter des Haſchieren Rücken,
 Hat ein Mädchen ſich geſchmieget,
 Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettelt in die Stelle
 Hat ſie ſich mit bongem Flehen,
 Daß ſie dürfe nur noch einmal
 Unbemerkt den Prinzen ſehen.

Also hat in scheuer Demut
 Klara Hebert sich verborgen;
 Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
 Für den Teuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
 Ihres Herzens lautes Pochen,
 Und wie manche heiße Träne
 Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
 Forschend blickt er ins Gedränge;
 Doch nicht sieht er, die er suchet,
 In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
 Ihm die Seele jezt erfassen:
 „Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
 „Willst du mich im Glück verlassen?“ —

Wie sie so ihn höret rufen,
 Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
 Und ohnmächtig liegt das Mädchen
 Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an seinen Busen,
 Hält Johannes sie umfassen,
 Mit unendlich süßer Wehmut
 Küßt er ihre bleichen Wangen.

Langenoch auf ihrem Antlitz
 Ruht sein seliges Betrachten,
 Und es zittert seine Stimme:
 „Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
 „Eurem Schutz sei sie befohlen;
 Ehret sie, wie es der Freundin
 Biemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
 Dank' ich diesen zarten Händen;
 Und daß ich zur lieben Heimat
 Wieder mag die Schritte wenden!“

Rasch besteigt er seinen Wagen;
 Und den Prinzen segnet jeder.
 Jetzt verliert sich in der Ferne
 Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
 Von des Glückes Zauberlanden,
 Wo sich ew'ge Freudenkränze
 Um die trunknen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
 Kehren zu des Lebens Mühen
 Ohne Klagen wir zurücke;
 Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
 Klara nach der alten Weise;
 Nur ein seliges Erinnern
 An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter holder Miene
 Grüßet sie die frohen Becher;
 Doch am freundlichsten vor allen
 Füllet einem sie den Becher.

Oft auch sah man, wie die Jungfrau
 Und der Krieger lange sprachen;
 Heinrich ist es, der gestanden
 Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
 Von dem schönen Fürstenjungen,
 Wie dem Stolzen nie das Unglück
 Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
 Seine Worte nie vergaßen:
 Wie der Prinz den bösen Hauptmann
 Chantereine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Troße
 Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,

Ihm den Säbel abzufordern
Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
„Ich bin Johann, Prinz von Polen!
Lüftet ihn nach meinem Schwerte,
Mag's dein König selber holen!“

Feig verzagend vor dem Kühnen,
Sucht der Hauptmann seine Rotte
Zu Gewalttat aufzustacheln
Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
Taumelte zurück, erschrocken,
Wie der Sturmwind auseinander
Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
Klaras Busen sich erhoben;
Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
Froh und freundlich tagesüber,
Wenn sie endlich kann allein sein,
Ist sie abends um so trüber.

Ist ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in stiller Sehnsucht
Täglich blässer ihre Wangen.

Oft in heitern, schönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, sein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;

Hörset in die Meeresweiten,
In die stummen, regungslosen:

Keine fernern Ruderschläge? —

Keine Lieder der Matrosen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen aus Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom stillen Meere,
Nicht vom Meere, sturmgeschlagen,
Harret sie auch manche Jahre,
Wird der Teure hergetragen.

Der Ring.

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Sieht auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne.

In den Büsten aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen
Jauchzt die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verräterische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Rehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten, leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
 Rosen, Fremdlinge seit lange,
 Kehreten schüchtern heute wieder
 Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhaufe,
 Das nun wieder wüßt und einsam,
 Wandeln Klara, ihre Mutter
 Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen, öden Klippen
 Hält die Freude jetzt umschlungen;
 Nur wie leichte Nebel schleichen
 Durchs Gestein Erinnerungen.

Als sie treten in das düstre
 Und verhängnisvolle Zimmer,
 Treffen die erstaunten Frauen
 Kreuzifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
 Harrt am Munde schon der Segen;
 Auch der alte treue Marko
 Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Kinglein
 Auf der stillen Herzenswunde,
 Das ihr scheidend einst gegeben
 Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
 Sah das Volk gar hell erglänzen,
 Mit prophetischem Gemahnen
 An das Grün von Myrtenkränzen.

Die Marionetten.

Nachstück.

Erster Gesang.

Der Gang zum Eremiten.

Grau düstre Felsen sah ich trohig ragen
 Aus eines Tales stillen Finsternissen,

Als wollten kühn den Himmel sie verjagen
 Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
 Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
 In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
 Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldbeschauern,
 Kein Klage-ton entfährt dem finstern Tale;
 Nur stumm, unermesslich wildes Trauern.
 Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
 Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
 Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
 An seinen Ästen, windgefächelt, bebt
 Die Wolle eines Lamms in stummer Klage,
 Und des zeriff'nen Blut am Boden klebt.
 Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
 Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
 Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
 Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
 Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
 Indes auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
 Vormordend Geierblicke niederschossen!
 Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
 Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen
 Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
 Hoch über Wälder, Tale, Felsenriffe
 Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
 Es zittert, wimmert; doch mit festem Griffe
 Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
 Die scharfe Gier des Mörders scharfer schlicke. —
 Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
 Und wilder immer ward des Tales Grund,
 Die dunkle Wiege der Melancholei.
 Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
 Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
 Und braust hinunter in den offenen Schlund.
 Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
 Das hohle Tosen in den Steinverliehen,
 Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören,
 Wie, trauernd nach verlor'nen Paradiesen,
 Des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt,
 Umarmen sich die ernstesten Felsenriesen.
 Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
 War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
 Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',

Und fernher Klang's von dumpfen Donnerschlägen.
 Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
 Des Eremiten, der mir trat entgegen.
 Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht;
 Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
 Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
 Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
 Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
 Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
 Bald ist er mir begraben von der Nacht,
 Bald wieder glüht er auf im Wetterchein,
 Als hätt' ihn hell der Windstoß angefaßt.
 Nun schritt er näher und gewahrte mein,
 Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
 In seinen Wildnissen willkommen sein.
 Und durch des Klippentals geheimste Orte,
 Durch des Gewitters wachsendes Gebrause
 Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte
 Und grüßte mich in seiner öden Klause.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
 Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,
 Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
 Ich saß mit meinem wirklichen Genossen
 Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
 Mich feierlich einladend, anzustoßen.
 Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
 hing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
 Drauf wies er hin und sprach: „Ich denke dein!“
 Und plötzlich stürzten Tränen ihm hervor.
 Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
 Wie er im teuren Bilde sich verlor.
 Ich tat aufs Wohl der Toten ihm Bescheid,
 Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
 Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
 Von ihrem Ernst geträufelt in den Becher.
 Der Eremit begann mit scheinem Munde
 Von einer schwarzen Tat und ihrem Rächer
 Zu geben mir die schaudervolle Kunde.
 Und wie er ins vergangne Leben schied,

Reiß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
 — Du, Gott des Schmerzes, rüſte du mein Lieb
 Und wappne mich auf den verwegnen Gang
 Durchs ungeheure nächtliche Gebiet.
 Gib mir ein mildes Herz, daß mein Geſang
 Auf ſeiner Bahn vor Schreck nicht ſterben dürfe;
 Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
 Wie ſüße Nachtigallenlieder ſchlürſe!
 Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
 Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
 Daß Wald und Fels herunterbricht erſchrocken:
 Dem Herzen ſei's ſchwermütiges Behagen,
 Wie Niederſäufeln welker Blütenflocken! —
 „Graf Robert ſehnte ſich nach ſtilen Tagen,
 Er hatte viel ſich durch die Welt getrieben,
 Des Lebens manchen heißen Kampf geſchlagen.
 Im Herbſt der Tage ſchwanden ihm die Lieben;
 Da wird die Freudensflur ſo ſtill, ſo leer!
 Wohl dir, iſt dann ein Kind dir noch geblieben;
 Dir fallen leiſer dann und minder ſchwer
 Des Alters unvermeidlich bittere Roſe,
 Dir weht es milder von den Gräbern her!
 Roberto klagt an manchen Hügels Mooſe,
 Trübhabernd mit den räuberiſchen Jahren:
 Nun hing ſein Herz an ſeiner letzten Roſe.
 Geſchieden von der Welt bewegten Scharen
 Hat ſich ſein Herz, das nur den Frieden ſucht,
 Des Glückes letzte Spur ſich zu bewahren.
 Er zog mit ſeinem Kind in dieſe Schlucht;
 Maria tat in ihrer Morgenblüte
 Der Einſamkeit entſagungsvolle Flucht.
 An Schönheit wunderbar, an tiefer Güte,
 War ſelige Genüg' ihr ſtilles Leben,
 Daß ſie den Abend ihres Vaters hüte.
 Auf jenen Fellen, die am höchſten ſtreben,
 Stand ihm ſein Ahnenſchloß, ſeit lange wüſte,
 Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben;
 Von wannen einſt in krieg'riſchem Gelüſte
 Der Ritter brauſen ließ die blut'gen Fahnen,
 Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte;
 Dahin von ſeinen ſturmbelegten Bahnen
 Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
 Zur längſt verglühten Aſche ſeiner Ahnen.

,Dort will ich meine letzte Träne weinen
 Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
 Des Kindes Lieb' ins finstre Antlitz scheinen!
 So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
 Als mit Marien er die alten Mauern
 Bezog in diesem einsamen Gefild.“ —
 Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
 Zurück in der Erinnerung dunkle Nächte;
 Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
 „Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
 Entsprungen, mit dem tapfern alten Grafen
 Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
 Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
 Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
 Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
 Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
 Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
 Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
 Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
 Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
 Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
 Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
 Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
 Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
 Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
 Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
 Was ich an Tränen einsam auch vergoß.
 Ein schnelles Jahr voll bitterer Wonn' entwich,
 Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;
 Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
 Das Loß hatt' einen andern ihr erkoren,
 Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
 An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
 Einst saßen wir am steilen Felsenhang
 Vor dem Ruinenschloß und überließen
 Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
 Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
 Marias offnes Auge, tief und klar,
 Schien Seelen in den Abgrund auszugießen;
 Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
 An ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
 Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
 Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.

Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
 In solchem Anblick sterben und versiegen.
 Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
 Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
 Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
 Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
 Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
 Als wollten sie dem Wind ein Wild entrafen,
 Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
 Mit stolzem Wuchsz, weidmännisch angethan,
 Die Faust ums schlanke Feuerrohr geschlungen,
 Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
 Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
 Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nah:
 Die Stirne brütend und gewitterschwül,
 Die Augen zwei gefangne Blicke brennen:
 Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
 Ein Rätsel, unerfreulich zu erkennen.
 Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden!
 Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.
 Ob auch Marias Blicke ihn vermieden,
 Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
 Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
 Ich sah ihr wechselnd Glühen und Erblaffen;
 Und ich empfand in meines Herzens Grunde
 Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
 Ich will vollenden dir die trübe Kunde;
 Doch vor Marias teurem Bilde nicht.
 Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!
 So sprach der Eremit und nahm ein Licht,
 Und ernst verließen wir das öde Haus;
 Er sah mir recht bekümmert ins Gesicht
 Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Gesang.

Antonio.

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
 Fort war der Mond; aus finstern Wolken glommen
 Nur matt und scheu hervor die seltenen Sterne.
 Mich aber hatte plötzlich überkommen
 Die große Wehmut der Vergangenheit.
 Ich tat dem Alten schweigend und beklommen

Durch seinen dunklen Garten das Geleit,
 Ich dachte traurig an so manches Grab,
 Und allen Toten war mein Herz geweiht.
 Auch die Natur, die nächtlich stille, gab
 Gedankenvoller Wehmut sich zu eigen;
 Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
 Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
 So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
 Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
 Wir sah'n die Wolken kommen und entfliehn,
 Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
 Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,
 Und endlich sprach er: „Dort am Fels erheben
 Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
 Dort wollen wir den Rest der Nacht verleben!“
 Und schneller schritt mein leitender Genosß
 Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
 Der wie versöhnend die Ruin' umfloß.
 „Hier,“ — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine,
 Hier saß Maria, ich vergess' es nimmer,
 Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,
 Umspielt vom linden West, vom Abendshimmer.
 Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
 Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
 O Maienluft! o helles Abendlicht!
 Warum habt ihr das arme Kind verraten,
 Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,
 Daß ihre tiefsten Blicke auf sich taten,
 Daß ihre Reize all', von euch betrogen,
 Unselig siegreich auf die Wange traten!
 Wie heiß Lorenzos Blicke sie umflogen!
 Und, schwelgend in der Blüte vollem Prangen,
 Den holden Reichtum trunkenhaft erwogen!
 Wie zauberisch Lorenzos Lippen klangen!
 Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
 Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,
 Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
 Den Vater auch bezwang der Rede Kraft
 Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
 Mir ward Robertos Schloß zur Kerkerhaft;
 Ich stieg zu Roß in selber Nacht und sprengte
 Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
 Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,

Ich konnte nicht die Blut im Herzen mildern,
 Die heimlich und unlöslich mich versengte.
 Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
 Bis aus der Heimat mir ein Bote kam,
 Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
 Wie der Verführer frech und ohne Scham
 Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
 Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
 Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
 Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
 An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
 Und wie sein Blick, ins tote Kind versunken,
 Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
 Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
 Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt;
 Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
 Raslos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.
 Doch sah er stets die blut'ge Hoffnung schwinden;
 Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
 Er konnte nicht die Spur Lorenzos finden.
 Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
 Prophetisch durch der Seele Finsternis
 Die Sehnsucht nach dem fernen Felsental;
 Und was ihn erst in alle Fernen riß,
 Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
 Als wäre hier sein Opfer ihm gewiß.
 Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
 Die rings umher getreue Freunde hatten:
 Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
 Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
 Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
 Der Wanderer sinkt in durstendem Ermatten,
 Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht;
 Vom Sand empor dann fährt der Frohbetörte,
 Und in die Nacht, die dunkle, stille, lauscht:
 So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
 Als ob er aus Lorenzos Busen noch
 Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.
 Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
 Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
 Des eignen Herzens einsames Gepöck!
 Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
 Erweckt' er seine alten, treuen Knechte

Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
 Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
 Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
 Wahrheit und Traum in graufigem Geflechte.
 Die Puppen mußten spielen Zug für Zug
 Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
 Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
 Doch immer war das Spiel ein Klagen, Richten:
 Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
 Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
 So lebte Robert manche Jahre lang;
 Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
 Tat keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
 Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
 Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
 Der Strahl, wie einst, mit rötlichem Verspäten.
 Roberto saß betrübt im Abendschein,
 Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
 Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
 Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
 Und wie sein starrer Blick lebhaft vor sich
 Das Bild Lorenzos in die Dämm' rung baute:
 Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
 Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
 Der wunderbar genau Lorenzo glich.
 Es war Lorenzos Sohn. Aus fernem Land
 War er gefolgt dem dunklen Trieb, zu reisen,
 Bis sich sein Pfad in diese Täler wand
 Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
 Verführte schlängenhast in diese Schluchten,
 Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
 ‚Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!
 So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
 ‚Gelüftet dich nach meinem Kind, Berruchten?
 Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
 Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
 Maria ist von deinem Ruß verwest!
 Und riesenkünftig schleift er ihn einher.
 Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
 Beschwor die Wut zu schneller Wiederkehr.
 Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren
 Ist er mit ihm zu jenes Turmes Thüre,
 Ein Rachedämon, brausend hingefahren.

Umsonst beteuerten Antonios Schwüre,
 Es sei Lorenzos vorwurfsloser Sohn,
 Um den er seine Eisenkette schnüre;
 Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
 Daß weiß und grau ja längst Lorenzo sei,
 Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
 Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
 Lorenzos Züge waren mit den Zeiten
 Gealtert nicht in seiner Phantasei.
 Und in des Turmes finstern Einsamkeiten,
 War nun Antonios schrecklich Los, zu schmachten,
 Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
 Roberto säumte noch, ihn hinzuschlachten:
 Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
 Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
 Die Frist sei dir Verbrecher noch gespendet,
 Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!
 Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
 Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
 Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
 Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
 Da kam das Schreckensblatt von seinem Rinde;
 Da brach er auf und flog mit Sturmesseile,
 Daß er Antonio noch lebendig finde,
 Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrtum heile
 Und das schuldblose Opfer schnell erlöse;
 Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne teile.
 Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
 Der Jugendschuld, als er dem Schloß genah,
 Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;
 Wohl trieb er seinen Wiß nach klugem Rat,
 Wie er den Sohn entreißte der Gefahr
 Und selber nicht bezahle seine Tat.:
 Ihm folgte schützend eine Waffenschar
 Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
 Raub, wie der Rache türmender Altar.
 Durch Nebel taucht' empor das blutigrote
 Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
 Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote,
 Der Wolken trübweisagendes Gewimmel
 Flog unftet übers Thal, die Winde trugen
 Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
 Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen,

Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
 Einlaß gewährend knarrt in seinen Fugen.
 Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
 Wo alles einsam, still und finster lag,
 Durchs hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
 Die Waffentknechte lauschten stumm und zag;
 Lorenzo hört des Busens alten Wächter
 Stets lauter mit erinnerungsvollem Schlag,
 Und ihn ergriff, wie die gedungenen Fechter,
 Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
 Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter;
 Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riesen.
 Schon sah Lorenzo, dem der Mut zerbrach,
 Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
 Und zaubernd schritten sie dem Saute nach,
 Und über Treppen, dunkle Hallengänge
 Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
 Hier sah'n sie das phantastische Gepränge
 Der wunderlichen Marionettenbühne;
 Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
 Soeben eifert der wahnwitzig kühne
 Poet, daß er auch strafe die Betörung
 An seinem Helden und das Schicksal fühne:
 Und mit den Worten innigster Empörung
 Empfing den Todesstreich Lorenzos Puppe.
 Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
 „Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
 Soll wiederholet werden euch zu Ehren
 Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
 Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
 Doch wolleth nur indes Gedulden tragen
 Und lustig erst den Willkommßbecher leeren!“
 Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
 Der Becher, den Robertos Knechte reichten,
 Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
 Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
 Begannen ihren Tanz die Marionetten;
 Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
 Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
 Verhöhet von Roberts tragischem Sermon,
 Mit plumpem Tritt — Antonios Reiche treten.
 Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
 Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,

Und mit Entsetzen stürzten sie davon. —
 Soweit des Klausners nächtlicher Bericht.
 Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
 Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
 Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
 Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
 Ob eines bösen Traumes wilber Land? —
 Und als ich aus dem Klippentale schied,
 Sah wieder ich des Lammes Wolle beben
 Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
 Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.)

I.

Anna steht in sich versunken,
 Blicket in den See hinein,
 Weidet, eigner Schönheit trunken,
 Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
 Wunderholde Jungfrau, sprich,
 Schönstes Bild im Lande Schweden,
 Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
 Wenn es auch die Welt mir schwört,
 Daß so heller Rosenschimmer
 Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
 Den dies süße Lächeln bricht?
 Seh' ich doch, wie auch der deine
 Fragend mir entgegen spricht.

Liebes Wasser, sag, erzähle,
 Hast mein Auge du gemalt?
 Oder ist des Himmels Seele,
 Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild im Wasser schwebend:
Anna, hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Gebärden,
Die das Bild ihr abgelauscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
Muß dies Bild denn auch vergehn?“
Ruft sie, eitler Eigenliebe,
Horch! die Winde tausend wehn!

Mauschend wird ihr Bild zertrümmert
Im empörten Wellenschaum;
Und das Mädchen sieht bekümmert
Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend
Und am Ufer schwankt das Rohr,
Aus den Weiden, freundlich nickend,
Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
„Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
Würden deine Kinder holen
Deiner Schönheit letzte Spur.“

Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk dir das!

Wag es nur und kehre wieder
 Nach dem erſten Wodentweh,
 Komm und ſpiegle deine Glieder
 Dann im peinlich klaren See.

Komm und ſchau dann mit Entſetzen
 Deine Brüſte, junges Blut,
 Gleich gezogenen Fiſchernezen
 Bitternd ſchwimmen in der Flut.

O dann frage deinen Schatten:
 Wangen, ſeid ihr mein, ſo bleich?
 Augen mein, ihr hohlen, matten?
 Weinen wirſt du in den Teich.

Kommt ein Mann, um dich zu freien,
 Eile du zu mir geſchwind:
 Und ich will den Leib dir feien,
 Daß du nie empfängſt ein Kind.“

Anna ſpricht mit dunklen Schauern:
 Wenn du mir zu helfen meinteſt,
 Daß die Schönheit mir mag dauern,
 Mütterlein, ſo komm' ich einſt.

II.

Vor dem Fenſter ſteht der Ritter,
 Singt bei Nacht mit süßem Laut.
 Schlägt dazu die helle Zither:
 „Wißt du heißen meine Braut?

Hab' ein Schloß und finſtre Wälder,
 Berge hab' ich, reich an Erz,
 Muntre Herden, goldne Felder,
 Und nach dir ein krankes Herz!

Schmücke dir mit Edelſteinen,
 Gold und Perlen Hals und Hand,
 Liebchen, ſchmücke dich mit meinen
 Narben aus dem heil'gen Land.

Morgen wird die Sonne ſteigen;
 Strahlt herauf die Sonne klar,
 Soll ſie meinen Wuchs dir zeigen,
 Und dir leuchten zum Altar.

Hier an diesem Rosenproffe
 Häng' ich dir mein Ringlein auf!"
 Sang's und schwang sich auf zu Koffe,
 Sprengt' davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
 Ringlein, mit dem Rosenreis?"
 Anna nimmt's, die Hecken rauschen,
 Und im Dicksicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
 Durch den Blütenstrauch herein
 Wiegt sich eine Blendlaterne,
 Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verbüffert,
 Steht das Mütterlein vom See,
 Leint verstohlen, und sie flüstert:
 „Schöne Jungfrau, weh dir, weh!

Von den Rosen hier empfangen
 Hast du's Ringlein, und es droht
 Bald den Rosen deiner Wangen
 Dieses Ringlein bleichen Tod.

Folge mir!" — Sie schreiten beide
 Weite Strecken stumm und sacht
 Über eine öde Heide
 In der stummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl' stille
 Hält das alte Zauberweib:
 „Bräutchen, ist's dein fester Wille,
 Daß unfruchtbar sei dein Leib?

Willst?" — „Ich will es!" — und sie schleichen
 Jetzt die Mühlentreppl' empor,
 Feiernd stehn die Flügelspeichen,
 Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
 Aus dem Sack die Alte greift,
 Und das Ringlein ihres Lieben
 Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
 — Spricht das Mütterlein vom See —
 Würdeſt ſieben du gebären
 In der ſchmerzenreichen Eh.“

Durch das Kinglein wirft hinunter
 Sie ein Korn zum runden Stein:
 Plötzlich wird die Mühle munter,
 Brauſend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle mahlt im Winde,
 Schauernd hört die junge Braut
 Leiſe, wie von einem Kinde,
 Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todſtill in alle Weite,
 Anna hört ihr Herz allein,
 Und die Alte wirft das zweite
 Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
 Schmerzend hört die junge Braut
 Leiſe, wie von einem Kinde,
 Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
 Fünfte Korn, noch zwei hinein:
 Jedmal ſich der Windstoß rührte,
 Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
 Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
 Wieder Ruh — der Vollmond ſchimmert
 Nieder auf die ſtille Heid'.

Mütterlein jezt freudig ſichert,
 Steckt das Kinglein ihr zurück:
 „Nie ergreift dich, biſt geſichert,
 Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenſtunden,
 Gilt nun Anna, fürcht't ſich ſchier;
 Schüchtern blickt ſie um — verſchwunden
 Iſt die Alte hinter ihr.

III

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen,
Auf der Heid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmern,
Rüsten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Klust,
Mancher Reiter ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
Biegt mit zwanzig Enden kalt,
Biegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Dieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Roffe,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offenen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
 Geigenschall und Hörnerklang,
 Lebehoch! und Tanzesbrausen,
 Becherflirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
 Dicht in ihres Ohres Näh'
 Hört die schöne Braut, beklommen,
 Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Herzen flimmern,
 Und die Luft wird ihr so schwül,
 Durchs Getös das leise Wimmern
 Hört sie von der Heidemühl'.

IV.

Sieben Jahre sind verfloffen
 Spurlos, wie die Flut ins Meer,
 Seit der Ehbund ward geschlossen,
 Heute ist die Jahreslehr.

Anna wird im Land besungen
 Als die allerschönste Frau;
 Sie empfängt die Huldigungen,
 Wie die Rose ihren Tau.

Keines von den süßen Liedern
 Mag ein Blick gerührter Huld,
 Mag ein süßes Wort erwidern;
 Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei verschloffenem Riegel
 Ist sie unbelauscht allein,
 Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
 Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
 Reich geschmückt am Spiegel stehn;
 Bis sie fühlt geheimes Frieren,
 Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
 Dünkt ihr oft, es werde wach
 Jener bange Laut der Heide,
 Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
 Wie als Braut einst am Altar;
 Erich trauert, daß sein Lieben
 Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
 Heim von einer Kindesstauf';
 Als ihr leuchtender Genosse
 Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
 Hinter seinem Weibe fort,
 Sieht des Waldes Schatten wanken,
 Unstet wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
 In Gedanken, ohne Laut,
 Als sie kommen auf die Heide,
 Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
 Um die Reiterin verkürzt,
 Und das Bild erschreckt den Gatten,
 Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sei uns gnädig!“
 Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
 Nur dein Roß, als ging' es led'ig,
 Keinen Schatten wirft dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
 Zitternd vor dem Mondenstrahl,
 Vor dem himmlischen Vergelter
 Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzt stürzt sie bang zu Füßen
 Ihrem Herrn im Schlafgemach,
 Sie bekennt in Tränengüssen,
 Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
 Süßer sonst als Blumenduft,
 Trifft der Hauch aus ihrem Munde
 Jetzt ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterspalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!

Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Not und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!

Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loß;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Trostgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerriss'ne Band.

Und die Menschen schauernd kehren
Ab das Herz von Annas Not;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
Seit ihr Gatte sie verstieß,
Seit sie, Neu' und Kummers Beute,
Klagend seine Burg verließ.

Heute find es sieben Jahre,
 Daß sein Fluch sie fortgeschneilt,
 Daß sie mit gelöstem Haare
 Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
 Hat ihr Antlitz nie versehrt,
 Aber bis zur Totenbleiche
 Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
 Raht im Strahl des Abendlichts
 Ihr ein Greis, mit Freundsgebärde,
 Mitleidvollen Angesichts.

„Anna, hebe dich vom Grunde!
 Komm, du hast genug geweint;
 Des Erbarmens milde Stunde
 Deinem Kummer auch erscheint.

Folge mir zur Waldkapelle!“
 Spricht der alte Eremit,
 Als des Abends letzte Helle
 Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
 Raum manchmal durch Baum und Strauch
 Zweifelt eines Sternes Flimmer,
 Stillter, kühler wird es auch.

Und sie wandeln, und sie schweigen,
 Finster wird es ganz und gar,
 Auf des Walds gewundenen Steigen
 Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
 Kommen sie an die Kapell’;
 Grabesstill sind ihre Mauern,
 Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
 Spricht der Alte: „Tritt hinein!
 Die du drinnen wirst erschauen,
 Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
 In die Waldkapelle tritt,
 Von den öden Wänden klagend
 Fallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
 Ihren Namen hört sie klar;
 Sieben Kerzen sieht sie brennen
 Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
 Hängt die Lampe ohne Schnur;
 Bilder haften an den Wänden,
 Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
 Zum Altar; zerriss'nes Tuch;
 Keine Messe wird gesprochen
 Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
 Jetzt an ihr vorüberziehn
 Und mit stummem Händefaltn
 Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
 Schritten den Gestalten naht:
 „Meine ungeborenen Waisen!
 Ach, verzeiht ihr, was ich tat?“

Grausam frevelnd ausgestoßen
 Hab' ich euer leimend Herz,
 Von den Freuden ausgeschlossen,
 Von dem trauten Erden Schmerz!“

Und sie nickt, ihr vergebend,
 Lächelnd zugewandt, doch stumm;
 Und der Alte, näher schwebend,
 Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
 Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
 Und sie klagt und weint nicht wieder;
 Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
 Erich aus dem Schläfe weckt:
 Ha! er sieht mit frischen Rosen
 Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todeshager,
 Grüßend ihm vorüberging,
 Und sie legt' ihm auf sein Lager
 Leise seinen goldnen Ring.

Mit sein totes Weib dem Ritter
 Samt den Rosen wieder schwand,
 Nimmt er die bestaubte Zither
 Endlich einmal von der Wand.

Und er singt ein Lied, das alte,
 Aber nicht im alten Laut,
 Wie es vor dem Fenster hallte
 Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
 Berge hab' ich, reich an Erz,
 Muntre Herden, goldne Felder,
 Und nach dir ein krankes Herz!“

Mischka.

Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
 Wo der Bodrog klare Wellen
 Mit der Tissa grünen, klaren,
 Freudig rauschend sich gesellen,
 Wo auf sonnenfrohen Hängen
 Die Tokayertraube lacht:
 Reiten lustig mit Gesängen
 Drei Husaren in der Nacht.
 Und der Fischer, der die leisen
 Netze warf im Mondenstrahl,
 Hört vergnügt die Heldenweisen
 Klingen weithin durch das Thal,

Höret durch des Liedes Pauſen
 Hellen Schlag von Koſſehufen,
 Und des Stromes Wellen brauſen,
 Und das Echo ferne rufen.
 Bald entſchwunden ſind die Lieder
 Und der Waffen heller Schein,
 Und es hört der Fiſcher wieder
 Rauſchen nur den Strom allein.
 „Haben doch ein ſchönes Leben,
 Dieſe flüchtigen Huſaren!
 Zwiſchen Freuden und Gefahren
 Hoch zu Koſſe hinzuschweben,
 Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
 Und zu ſterben oder ſiegen.
 Für das Vaterland, den König!
 Ach, dem Fiſcher zieh'n die Tage
 Mit dem dumpfen Wellenſchlage
 Arm vorüber und eintönig!“
 Also denkt in ſtillem Sinnen
 Dort der Fiſcher trübgemut,
 Sieht des Stromes muntre Flut
 Mondbeſtrahlt hinunterrinnen.
 Wie er ſtarret in die Wellen,
 Maht die Sehnsucht ihre Träume
 In die ſchwanken lichten Räume
 Ihrem nächtlichen Geſellen,
 Und er ſchaut im Wellentanze
 Kriegeſzenen mancherlei,
 Männer ziehn im Waffenglanze,
 Und es rauſcht die Schlacht vorbei;
 Und ihm deucht, ob aus den Tiefen
 Fernberworne Stimmen riefen,
 Kampfgetöſ, Drommetenklänge,
 Feindesflucht und Siegsgeſänge. —
 Und der Fiſcher träumt noch lange
 Sich ein froh Huſarenleben,
 Er vergißt das Neß zu heben
 Und zu ſehn nach ſeinem Fange. —
 Ferne reiten ſchon die drei
 In dem Tale von Tokay.
 Sie verſtummten allgemach,
 Still für ſich ein jeder zieht,
 Rauſcht den Stimmen, die das Lied

Rief in seinem Herzen wach.
 Wie sie reiten, wie sie schweigen,
 In dem schönen Tokantal,
 Bringen Winde mal auf mal
 Klänge her von fernen Geigen.
 „Zimbelschlag mit Geigenklängen,
 Das ist Mischka, seine Bande!“
 Ruft der eine, und sie sprengen
 Schnell zur Schenk' am Tiffastrande,
 Von den Rossen abgesprungen
 Sind sie schnell, und klirrend ein
 Treten die drei Reiterjungen:
 „Mischka, streiche! Wirt, gib Wein!“
 Manche Geige mag im schönen
 Lande der Magyaren tönen,
 Doch im Land die Geige keiner
 Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
 Wohlgefällig trifft des Alten
 Blick die hohen Mannsgestalten,
 Ihre schmucken, schimmerblanken
 Waffen und Husarenpuß;
 Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
 Federbüsche drohend schwanken.
 Mischka steht von seinem Sitz,
 Schwingt den Wein zum Gruß empor,
 Aus den schwarzen Locken vor
 Führt ein froher Augenblick:
 „Die Husaren sollen leben!“
 Ruft der Geiger; „Krieg soll's geben!“
 Rufen die drei Schwertgenossen,
 Eilen mit ihm anzustoßen.
 „Hab' in meinen Jugendtagen,
 Denen ich nachhinte jezt,
 Auch mein Reiterschwert gewetzt,
 Eh die Kugel mich geschlagen,
 Focht in euern tapfern Scharen;
 Mancher Franzmann mußte reisen,
 Dem mein scharf Husareneisen
 Zwischen Leib und Seel' gefahren!“
 Also spricht der Mischka heiter
 An die jungen Ungarreiter;
 Drauf er rasch die Geige nimmt,
 Scharfgenau die Saiten stimmt,

Giebt dem Bogen noch des Harzes,
 Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
 Wirft er schüttelnd ins Genick,
 Drückt die Fiedel unters Kinn,
 Und sein dunkler Feuerblick
 Winckt der Bande zum Beginn.
 Mischka voll und langsam zieht
 Ein uraltes Schlachtenlied,
 Das vor manchen hundert Jahren
 Klang versunknen Heldenscharen,
 Das mit seiner wilden Klage
 Aufgefacht den Kriegezmuth,
 Als die Ungarn ihre Tage
 Tränkten noch mit Türkenblut,
 Als sie speisten ihre Nächte
 Mit gehäuften Türkenleichen,
 Weil des Wahnes grimme Knechte
 Drohten allen Christenreichen. —
 Schneller brausen jetzt die Töne,
 Kühner Herzen wilde Söhne;
 Ihren ungestümen Reigen
 Führen die verwegnen Geigen.
 Mischkas Geige doch vor allen
 Hört man aus dem Kampfe schallen.
 Und der Zimbel Hämmer pochen,
 Bald wie Sturm hereingebrochen,
 Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
 Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
 Frühlingswinde in der Nacht
 Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,
 Heiße Todeswunden kühlend,
 Mit dem Haar der Reichen spielend.
 Aber langsam, ernst und trübe
 In der Tiefe wühlt der Baß,
 Ob er dort den wilden Haß
 Grab an Grab im Boden grübe. --
 Ha, wie tanzen die Husaren,
 Echte Söhne der Magyaren!
 In der Freude Sturmeswogen
 Unaufhaltsam fortgezogen
 Von des Klanges dunkeln Mächten,
 Schwingen sich die Starken, Flinken,
 Hoch die Flasche in der Linken,

Hoch den Säbel in der Rechten.
 Und den Reitern durch die Rehlen
 Strömt im Tanz das süße Feuer,
 Strömt der herrliche Tokajer,
 Wie das Lied durch ihre Seelen.
 Nach dem Takt der kühnen Weisen
 Klirrt der Sporen helles Eisen,
 Und im Takt des Tanzes singen
 Lassen sie die Säbelklingen.
 Wie sie jetzt die Faust empören,
 Im Gebrauch aus alten Tagen,
 Und beim Schwertzusammenschlagen
 Haß und Tod den Türken schwören!
 Wilber stets Musik erwacht;
 Rasen die Zigeunerleute?
 Werden sie der Übermacht
 Ihres Liebes selbst zur Beute?
 Horch, wie scherzend, horch, wie klagend,
 Und das Herz von hinnen tragend,
 Mischkas Wundergeige waltet,
 Durch und durch die Seele spaltet.
 Diese bangen, diese süßen,
 Zauberhaften Töne müssen
 In das Land der Schatten bringen
 Und die Toten wiederbringen.
 Dieses Zittern feiner Saiten
 Ist das Schwanken einer Brücke,
 Drauf zurück zum Erdenglücke
 Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
 Drauf der Helben Geister wallen,
 Treu der Heimat süßem Drange,
 Die bei dieses Liebes Klange
 In der Vorzeit sind gefallen;
 Und sie schweben und sie schwanke
 Um die Tänzer ungesehen,
 Ihnen an die Stirn zu wehen
 Flammenhelle Schlachtgedanken,
 Sie mit Träumen zu berücken,
 In die Vorwelt zu entzücken.
 Plötzlich stürzen die Husaren
 An den Strand hinaus mit Macht,
 Und sie rasen in die Nacht:
 „Wo? wo sind die Türkencharen?“

Hauen pfeifend in die Luft;
 Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
 Nur die Liſſa iſt noch munter,
 Zieht dahin mit dumpfem Brauſen,
 Und des Ufers Büſche ſauſen;
 Friedlich ſtrahlt der Mond herunter.

Miſchka an der Maroſch.

I.

Von der Theiß, der klaren, fiſchereichen,
 Iſt der Geiger Miſchka hingezogen,
 Wo der Maroſch barsche Wogen
 Brauſend durch beſchäumte Klippen ſtreichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
 In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
 Wenn er auch am Wohlgeſchmack der Erde
 Karg und ſelten nur ſich weidet,
 Iſt ihm jeder Ort doch bald entleidet,
 Und was heimlich, wird ihm zur Beſchwerde;
 Wenig brauchend kommt und geht
 Dieſer fiedelnde Aſket.

Miſchkas Hüttlein mit dem Halmendach
 Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
 Und vorüber wild und jach
 Stürzt die Maroſch durch die Fellen, Tannen.

Horch, wie rauſchen Miſchkas helle Saiten
 Unter dieſen Halmen, die vor Zeiten
 Bei dem Klang der Verchenlieder
 Auf dem Feld ſich wiegten hin und wieder.
 Nicht allein an Schall und süßen Weiſen
 Iſt dieſes niedre Hüttlein reich zu preiſen;
 Strahlen hegt es auch in Fülle,
 Wie ſie aus den ſchönſten Welten
 Uns herüber flüchtig, ſelten,
 Leuchten durch die Menſchenhülle.

Miſchkas treues Liebchen ruht im Grabe;
 Doch ſie ließ zur Abſchiedsgabe
 Seines Glücks ihm einen teuren Neſt,
 Daß ſein Herz ſich minder härme;
 Wie die holde Sommerwärme
 Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Töne
Trägt hinaus der Abendwind;
Vor der Hütte steht die wunderschöne
Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendrot Gefüßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wenn sie einst entgegenschwellen
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden;
Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
Darf den ersten Blick der Leidenschaft
Und aus diesem Mund ein Flüstern saugen,
Süß und wonneirr und zauberhaft,
Daß der Cherub beim Gesang der Worte
Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
Bald doch, bald die Worte unter Rüssen
In ein süßres Leben sterben müssen! —
Also glühen die Gedanken
Durch die Brust dem Liebeskranken;
Einsam dort am Waldessaume
Harrt und lauscht er unterm Baume,
Ob kein Rascheln aus dem Tannengrunde
Ihm ein Wild verrät, zur Abendstunde
Sachte auf den freien Ager schreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er stellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch schieße,
Werd' ich meinen heißen Wunsch erreichen,
Daß ich sie in meine Arme schließe.

Sieh dort eine braune Wohlgestalt,
Ruhig kommt ein Hirsch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — sollen's ihre Jahre sein?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er stürzt, halloh! nun ist sie mein!“

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
 Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
 Brausen wild im Edelhaus zusammen;
 Und die Tänzer schießen durcheinander,
 Um das Brautpaar, sturmgejagte Brauder
 Auf dem Meer der Luft in hellen Flammen.
 Trauben, die des Sommers Strahl und Blut
 Eingefogen in ihr Blut,
 Strömen den empfangnen Himmel wieder
 Den Magyaren in die Glieder.
 Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
 Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
 Und im Fluge heller Liebesblicke
 Zünden sich die seligsten Gesichte.

Ha! Musik! wie waltet Mischkas Bogen!
 In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
 Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
 Jedes schöne Auge laut zu singen.
 Ist die Braut auch schon entschleierte,
 Noch drei Tage, noch drei Nächte
 Wird die Hochzeit fortgefeiert
 Von dem freuderüstigen Geschlechte.

III.

Während Mischka geigt im Edelhause,
 Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klausel.
 Mira steht allein und sinnend,
 Ihrem Vater eine Saite spinnend,
 Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
 An der Thür, erstaunt, ein leises Hämmern.
 „Ach, wer pocht?“ so ruft die Maid bekümmert,
 „Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
 Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
 Koste ihm ein Scherflein sein Erbarmen!“

Doch sie hört um Einlaß Worte bitten
 Von so sicher weichem Klange,
 Mit so süßem Schmeichelzwange,
 Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
 Einen schönen Jüngling vor sich stehen
 Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht, ihr huldigend, die Worte:
 „Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
 Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darhend,
 Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labekrug,
 Du nur, du allein bist ihm genug;
 Wund ist mir das Herz und nie vernarrend.
 Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
 Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
 Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
 Überall gejagt von deinem Bild.
 Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
 Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
 Zieht es mich zu deinen Füßen nieder
 In den Schatten deiner Augenlider,
 Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
 Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
 Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
 Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
 Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
 Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,
 Schleudernd blanken Schaum aufs Heidekraut,
 Und die Rosselhirten jubeln laut.
 Wenn die Kerzen der Kapelle brennen
 Und der Priester opfert am Altare,
 Bete ich von Gott, du Wunderbare,
 Namen nur, die deine Reize nennen.
 Dein gedenk' ich wachend und im Schläfe,
 Jeder Traum, von Liebeschmerz gebunden,
 Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
 Wie nach seiner Heimat weint der Sklave!“

Mira spricht, indem sie hold erröthet:
 „Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
 Werd' ich sein glücklich immerdar;
 Täuschen sie, so hast du mich getödtet.
 Eines edlen Stammes du schöner Sprosse,
 Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
 Doch du mußt, hat dich mein Arm umfassen,
 Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!“

Wie im Land, von wannen Mira stammt,
 Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
 Süße Frucht mit schnellem Strahle reisend,
 Also urgewaltig, schnell ergreifend

Iſt ins Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend iſt ſie ihm ans Herz geſprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhauſe,
Offen, mit Gepränge und Gebrauſe;
Hier im Hüttlein ſtill und ſchlicht, allein,
Raum belauſcht von einem Dämmerſchein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blendeu
Sterne nach dem Erdenhimmel ſenden.
Hochzeit feiernd, hat im Hauſ die Stille
Mit dem Dunkel traulich ſich verſchwistert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es kniſtert,
Spielt Muſik und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten füß begonnen,
Und vollendet in des Kuſſes Wonnen.
Und vorüber brauſt an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Maroſch ungeſtümen Wellen,
Wie einſt von der Paradieseſſeibe
Aufgelaucht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlorenen Harrens Schmerzen
Einem ſehnfuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, niemand ihr vergüten,
Was in ſolchen unermehnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
Der auch nicht, um den ſie es empfunden.
Wenn er dann auch ſtürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Tränen, tauſend Küſſen
Leiden und verſäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh getan, der Wurm genagt.
Aber mancher lehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell haſt du geliebt und weltſt geſchwind.
Er verriet, verließ dich feigen Mutes,
Weil die Liebe, die ſein Herz verſchönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Abeligen ſeines Blutes.

Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
 Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
 Weil's dich schmächt; auch hat er schon dahin
 Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
 Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
 Seinen altberühmten Wappenbaum,
 Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
 Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
 Neben solchem Baume, hehr und stolz,
 Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz;
 Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
 Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
 Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
 Und an jedem hangend ein Zigeuner;
 Und zerstreut im grausen dürrn Walde
 Sind viel schwarze Raben als Heraldie;
 Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend,
 An den Wappen sich den Schnabel wehend.

V.

Mira wird mit jedem Tage blasser,
 In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
 Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
 Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
 Seines Kindes unglücksel'ge Triebe,
 Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
 Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
 Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
 Und so fand man sie, das starre, bleiche
 Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
 Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
 Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
 Mitternachts — die müden Knechte schlafen —
 Leise tastend schleicht der Pferdekennner,
 Prüfend Mäh'n' und Schweif, von Roß zu Roß,
 Bis sein Griff erkennt den schnellsten Kenner,
 Drauf der Graf jüngst durch die Heide schoß;

Und er ſchneidet ſacht mit ſcharfer Schere
 Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
 Zu behaaren feinen Fiedelbogen,
 Denn es kommt die Hochzeit angezogen:
 Miſchka hat, bevor er's Freie ſucht,
 Still des Koffes Huſe noch verflucht.

VI.

Wieder ſoll zu einem Hochzeitreigen
 Der Zigeuner friſche Tänze geigen;
 Zimbel, klinge hell vom Hammerschlage!
 Klarinette, ſchmettre ins Gelage!

Im Huſarenwams, vielfach geſtickt,
 Mit verblüchtem Golde reich geſtickt
 Und geziert mit mottenhaftem Brame,
 Nähert Miſchka ſich dem Bräutigame.
 Und er ſpricht mit bückendem Verneigen:
 „Möcht' es Eure Herrlichkeit gefallen,
 Eh' die friſchen Tänze hier erſchallen,
 Mich zu hören erſt ein Solo geigen.
 Damit möcht' ich Eure Gunſt erwerben;
 Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
 Schön iſt's, Herr, ſo herzlich tief empfunden,
 Daß vor Luſt der Hörer möchte ſterben.“

„Sei gewährt der Bitte,“ ſpricht der Graf,
 Den das Auge des Zigeuners traf,
 Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
 „Spiele, ſollſt dafür Tokayer trinken!“ —

Stille wird der Saal, wie Miras Gruſt;
 Alles hat um Miſchka ſich geſchart,
 Und er läßt den Bogen, friſch behaart,
 Wie verſuchend, ſauſen durch die Luſt.
 Plötzlich ſtreicht er durch die Saiten alle
 Und durch alle Herzen, ſchnell bemeiſtert;
 Seine Geige in der Freudenhalle
 Hat zur Nachegöttin ſich beeiſtert.
 Frevler! horch! in dieſem ſüßen Liebe
 Säufelt und verweht der Unſchuld Friede; —
 Hörſt du, wie der Bliß der Liebe zündet?
 Wie ihr ganzes Herz in beines mündet? —

Jener Brautnacht unermeßne Wonnen,
 Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —
 Stürmen hörst du der Verlass'nen Klagen;
 Hörst den Wurm an ihrer Blüte nagen; —
 Hörst, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
 Weinend dich durch alle Wälder sucht;
 Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
 Bis sie tot zusammenbricht im Schilfe. —
 Furchtbar läßt der Alte deinem Lauschen
 Durch die Saiten die Vergeltung rauschen! —
 Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
 Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
 Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
 Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

Von der Macht gejagt des Racheschalls,
 Gilt der junge Bräutigam zu Nothe,
 Sprengt in finst'rer Nacht aus seinem Schlosse,
 Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.
 Die Zigeuner leeren ihre Reige,
 „Gute Nacht!“ — Früh sieht ein Hirtenknab'
 Mißthaten stehn an seines Kindes Grab
 Und hinein verscharren seine Geige.
 Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
 Und fortan sah niemand ihn im Lande.

Johannes Biska.

Bilder aus dem Hussitenkriege.

I.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
 In der abendlichen Stunde,
 Alle Wipfel sind so stille,
 Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
 Um den Arm den Baum geschlungen,
 Schlendernd senkt den Kopf sein Kappe
 In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
 Wie erwacht aus einem Traume,
 Schreitet ab und zieht den Degen,
 Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieſer feſten Eiche
 Hat in einer Wetternacht,
 Überrascht von ſcharfen Wehen,
 Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr-Kreißen,
 Windsbraut war die Hebeamme,
 Und ſie goß dem Kinde ſegnend
 Übers Haupt die Blitzesflamme.

Für Geſchöpfe mich zu ſtärken
 Und ein hartes Heldenloß,
 Schlug der Hagel meiner Mutter
 In den ſchmerzgeſprengten Schoß.

Donner war mein erſtes Hören,
 Sturm mein erſter Atemzug;
 Als ein rauher Wetterſäugling
 Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieſer feſten Eiche
 Schwör' ich Rache deinem Tod;
 Huß! vom Blute deiner Schergen
 Wird es bald auf Erden rot.

Huß! ſo reich aus ihren Adern
 Soll das Blut zu Boden laufen,
 Daß es hundertmal dir könnte
 Löſchen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandſchutt ihrer Burgen
 Soll die Erde ſchwarz ſich färben;
 Wo ich einen Prieſter treffe,
 Soll er fallen, ſoll er ſterben.

Rotgebeizt von Raucheswolken
 Soll des Himmels Aug' ſich trüben,
 Weil ſie durſten ſolchen Frevel
 Ihn ins Angeſicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken
 Fuß! von deinem Todesfeuer,
 Unauslöschbar; wie der Frevler
 Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
 Bester, den die Welt getragen,
 Schänd' verraten, hingerichtet! —
 Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens
 Horchen meinem Racheschwören,
 Und die vaterländ'schen Blätter
 Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
 Schwert und Flammen und Geschoß,
 Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
 Stille! stampfe nicht, mein Kopf!

II.

Frühling, schönster Held auf Erden!
 Woniglich sind deine Kriege
 Gegen starre Todesmächte,
 Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
 Deinem Walde zugeritten,
 Freudig tanzt der Staub zum Himmel
 Über seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
 Denz, in deinen grünen Hallen,
 Daß ihm deine reinste Quelle
 Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
 Rühre deine süßen Flöten,
 Und entzünde Freudenfackeln,
 Pappeln an den Abendröten;

Bette Moos für seine Mannen,
 Tränk und füttere seine Rösse;
 Denn der Held, den du bewirtest,
 Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
 Ritze hier verliebtes Härmen,
 Daß ihn Blütenhauche küssen
 Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit“,
 Der sein Herz zu Taten schwellt,
 Tief mit seinem Heldebegen
 Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
 Rache ist die starre Rüstung,
 Die er trägt auf seinem Gange,
 Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
 Seinen Reichenschatz ihr dar;
 Huffsens Schatten sei der Priester,
 Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
 Hat der Wilde sich geschwungen,
 Und er sucht ein kurzes Schlummern
 In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
 Haben sich um ihn gelagert,
 Gierig weiden schon die Rösse,
 Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
 Fröhlich in der Abendkühle,
 Es versinken ihre Panzer
 In des Mooßes weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
 Locken Schlummer auf die Wimpern,
 Und melodisch säuselnd, rauschend,
 Im Gezweig die Rüste klimpern.

Ziskas Auge blicket schläfrig
 Durchs Entspinnen eines Traumes
 Nach dem abendroten Stamme
 Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
 Ihren Blick in eins zusammen:
 Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
 Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
 Überstreuen Bart und Locken,
 Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
 Ob es Blüten, Aschenflocken?

Mann und Roß hier, schlummernd, weidend,
 Lenz, erquick' sie und stärke
 Sie zur heißen Heldenarbeit,
 Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
 Stürme zur Nachtgleiche melden,
 Hat dein Bruder Geistesfrühling
 Sich vorausgesandt den Helden.

Biska ist erwacht; es duften,
 Klingen rings um ihn die Schatten,
 Gleich als wollten sie des Helden
 Born in weicher Luft bestatten;

Doch, zum Aufbruch schon gerüstet,
 Weckt er, stoßend in sein Horn,
 Aus des holden Lenzes Armen
 Seine Krieger, seinen Born.

III.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
 Ist glücklich dann zu preisen,
 Wenn vor sich er seinen Feind hat,
 Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
 Die er zweifelnd muß vertrauen
 Windeslaunen, Wetterlaunen;
 Wer da weiß, wohin zu hauen.

Biska, wildbeherzter Böhme!
 Schwinge fröhlich Tanz' und Keule!
 Bürgen sind dir keines Wirkens
 Ströme Blutz und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergehend,
Einen Tag hindurchgeschlagen,
Müchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vormwärts treibt er seine Scharen
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstentknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen übers Tal weg
Seht ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel,
Um die Wagenburg, die Rosse,
Die Geschirr' im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Biska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Lanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheschuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!“ —

Ha! ein Blitz, ein jonnenheller!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Der Hussiten Schreckgestalten,
Biskas Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
Aus des Himmels tieffter Brust,
Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Könnt' ich fliegen wie die Wollen,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt' ich auf verschanzte Sünder
Schießen meine Todeskeile!“ —

Festgefoppelt stehn die Roffe,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schwarzen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüfche,
Singen Laboritenchöre;
Biska harrt des Morgenrauens
Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauschet
Biska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutfsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durchs große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Sauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht,
Glüht durchs edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Biska,
Der so haßt und ist so stark!

Aber süßre Wonne gibt es,
Als sie wird dem Helben kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Reichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne,
Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
Als du einst am Königshofe
Lebtest in beglückten Tagen?

Königin Sophia sandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Brust dir wecke
Eine holde Friedensstimme;

Königin Sophia ſendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Iſabella, die du liebteſt,
Trauert ſich um dich zugrunde

Als ich ſcheidend ſtieg zu Roſſe,
Sah ich noch die Edelbame
Senkend ihr gebleichtes Antliß,
Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend ſporn' ich meinen Renner,
Denn die ſchönſte Frau indeſſen
Welket raſch und unaufhaltſam,
Stirbt, wenn du ſie haſt vergeſſen.

Rehre heim, dir iſt vergeben;
Daß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe ſichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter.“

Alſo flüſternd ſprach der Bote,
Scheu ſich ſchmiegend an die Föhre;
Ihm entgegen Ziſta leiſe,
Daß es kein Huſſite höre:

„O ſie ſterbe! als das reinſte
Opfer ſei ſie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

Iſabella, Stern der Liebe,
Sinkte! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Bornes Fackel; —
Bring' ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raff' dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nannteſt einen Namen,
Der dich ſchützt vor meinem Streiche!“

V.

Gerne ſehn wir ſchöne Spiegel
Zu Gemache ſchöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antliß
Ihnen drauß entgegenſchauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Gebärden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Rätsel,
Wie ein lächelnd Gottesiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ozean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluten
Dieses Meeres an uns heran,
In den ew'gen Geist hinunter
Reicht der stille Ozean.

Dieben kann ich Ungeschautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was schön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück ist seinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In der Brust dem Blinden schlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er sie beklommen,
Doch der Wehmut stilles Lächeln
Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrocknen,
In die Wildnis; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Biska hat gen Nabys Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
 Huffsens Tod, des edlen Helden,
 Heißer, wilber, ſchreckenvoller
 Wird ſein Zorn der Welt ſich melden.

VI.

Ragend ſteht der blinde Führer
 Ziſka dort auf ſeinem Wagen,
 Mit der Donnerſtimme herrſchend,
 Wie die heiße Schlacht zu ſchlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken
 Und ein andrer ihm zur Rechten,
 Schildern ihm den Ort getreulich,
 Wo es gilt, den Kampf zu ſechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
 Melben ſie, daß er befehle;
 Alles ſchaut er klar im Strahle
 Seiner lichten Felbherrnſeele.

In den Tagen, eh' der Pfeilſchuß
 Ihm geraubt das Augenlicht,
 Bliedt' er ſcharf dem Vaterlande
 Ins geliebte Angeſicht;

All die Wälder, Ström' und Buchten,
 Talgewind' und Bergesrüden
 Gilt' er damals dem Gedächtnis
 Unauslöſſlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
 Weiß im Finſtern zu erſpähen
 Jedes Grundſtück, wo am beſten
 Feindesleichen hinzufaen.

Dunkelt auch um Ziſkas Körper
 Tiefe, ſchimmerloſe Nacht,
 Gängelt er doch mit dem Geiſte
 Leicht ſein wilbes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
 Drüben Geiſtesnacht die Krieger;
 Noch in keiner Schlacht bezwungen,
 Bleibt auch heute Ziſka Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
 Er erkennt im Sturm der Luft
 Jede Waffe an der Stimme,
 Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch feinem Ohre
 Krauscht das Ringen zweier Heere,
 Waffen, Schlachtruf, Biskas Leiblieb,
 Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
 Sigismunds hinüberfahren,
 All die sächsischen Geschwader
 Samt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden blinden Biska
 Geht im Heldenrausch der Ohren
 Doch die klare Feldherrnrube
 Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Karawane
 Durch die Wüste, sucht die Quelle;
 Horch! da rauscht auf grüner Matte
 Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
 Stürzen alle froh und eilig,
 Doch sie sollen hier nicht trinken,
 Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
 Die Dase sich zu eigen,
 Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
 Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
 Reichen, gottbergoff'nen Wonnen;
 Doch der Wüstendurst ist mächtig,
 Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöttem Durste
 Stürzen an den Quell die Sieger,
 Und sie trinken gierig, hastig,
 Wie das Blut der heiße Tiger.

Mancher, ſchon vom Schwert getroffen,
 Schlürft noch einen vollen Zug,
 Um die Seele zu erfriſchen
 Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durſtes
 Schmachten Bizkas Kampfigenoffen
 Nach dem Kelch des Abendmahles,
 Den die Prieſter ſtreng verſchloſſen.

Furchtbar rufen ſie den Prieſtern:
 „Habt ihr Chriſti Werk auf Erden,
 Und das Sakrament verſtümmelet,
 Sollt ihr ſelbſt verſtümmelet werden!“

Jauchzend ſchwingen ſie die Kelche
 Nach der Schlacht auf offner Wieſe,
 Mancher ſterbend riecht im Weine
 Blumen ſchon vom Paradiſe.

Mit dem Blut des Liebevollſten
 Will des Haſſes Blut ſich laben;
 Drüben aber werden Tote
 Von Verſtümmeleten begraben.

Wenn der lang und ſchwer Bedrückte
 Freiheit ſucht, ſo haßt der Wilde
 Und zerbricht, wie andre Schranken,
 Auch des eignen Herzens Milde.

VIII.

O wie ward der Tod ein anderer,
 Als die Griechen ihn geſchildert!
 Aus dem milden Götterboten
 Iſt zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reiſe
 Sterblichen verkünden ſoll,
 Seine Hand zur Wange haltend,
 Stand der Tod gedankenvoll;

Ober zeigte, mildſymboliſch,
 Daß die Erdenluſt zu Ende,
 Löſchend die geſtürzte Fackel,
 Kreuzt' er drüber ſeine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
 Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
 Leise gibt, vom Festgelage
 Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingbrüder
 Standen oft auf einem Bilde;
 Weiden, ach, so weit verschiednen
 Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
 Fragen sollte der Beschauer:
 Ist's der Schlaf und die Erholung?
 Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
 Und das herbre Bildnis trug,
 Daß der Blick den Tod erkenne,
 Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charos sieht der Grieche
 Noch in späten, rauhern Zeiten
 Mit der dunkeln Schar der Seinen
 Über das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
 Alte kommen nachgeschlichen;
 Und gereiht am Sattel sitzen
 Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
 Sein Gefinde trat den Reigen,
 Und zu Lust und Tanz von hinnen
 Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
 Auf die Opfer Speere schwingend;
 Ein Athlet, auf glattem Boden
 Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
 Ist zum Sensemann verbauert,
 Mäht den Menschen, einen Grassalm,
 Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Röder,
 Angelt er im Meer der Lust;
 Legt uns Schlingen als ein Vogler,
 Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilbe,
Drohend, ins Verderben lockend,
Auch dem Menſchen wie ein Kobold,
Irrwiſch auf dem Halſe hochend.

Gräßlich naht uns mit der Senſe,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein milbes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechſelnden Geſtalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Biſka, ſchlächtermüdet,
Leichter Schummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu erſehen,
Seine Rüſtung umgenommen;

Denn unwiderſtehtlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebrauſ,
Winnt der ſchwarze Helmbuſch Biſkas
In die ew'ge Nacht hinaus.“

IX.

Finſter ſiht, abſeit vom Heere,
Ein Huſſit im Walde dort,
Einſam in des Baches Rauſchen
Murmelt er ſein Trauerwort.

Waſchend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Biſka liegt im Zelte ſterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Biſka liegt in ſeinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es iſt kein Weibgeborner,
Der ihm ſchlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen ſie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf ſchwarzen, weißen Roſſen;
Alle hat er ſie erſchlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederschmettert und zerschellt,
Hat dem Žižka, dem Gewalt'gen,
Feig und tückisch nachgestellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdbreis
Sind verwaist des größten Helden." —

Žižka tröstet die Betrübten,
Die an seinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd' ich sterben;
Doch die Taten werden dauern.

Denn es wird in späten Tagen
Unsern Leid- und Kampfgenossen
Stärkend aus Hussitengräbern
Trost und grüner Mut entsprossen.

Darum sollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Žižka,
Keinen Toten zu beweinen?

Seid gehorsam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heittrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Fürchtbar war Johannes Žižka,
Fürchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett geteilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Teil von mir noch immer
In der Schlacht den Mut euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! schon hör' ich Schlachten brausen;
 Fliehend geben sie die Sporen,
 Da den Feinden mein Vermächtniß
 Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
 In den Traum der Fieberhitze,
 Tummelt mitten in der Feldschlacht
 Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getödet,
 Tödet er im neuen Strauß,
 Alle, die schon längst im Grabe,
 Müssen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Husaren!
 Panzerdicke deutsche Reiter!
 Ziska kolbt euch eure Tage
 Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
 Dieß der Himmel Böhmens fallen,
 Daß der Feinde Blut in grellem
 Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
 Tief den Feinden ins Gedärme,
 Daß vom Frost des harten Winters
 Sich das Eisen güttlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
 Gab ihm seine Augen wieder,
 All die Pfaffen, Fürstenknechte
 Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
 Bis die letzte Kraft geschwunden,
 In der Schlacht ein Held verschwendend,
 Unversehrt, unüberwunden.



Lyrische Nachlese.



Gedichte.

Protest.

Wenn ich verachte heimliches Verschwören
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reiß' ich das Königtum den Himmelsgaben,
Verlass'ner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Blut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Übermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Bülle,
Ist er vorweg schon halb geraten
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,

Der wird gewiß zur Grube ſchlechter
Als all die Tauſend niederfahren.

Was ſchützen mag die Niedern, Hohen
Vor meiner Finger ſcharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeſchliffen.

Gefchieden von der ſchlechten Rotte
Des Volkes ſiht der Edelreine
In ſeiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber brauſt an ſeinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben,
Sie ſchwingen ihm die Feſtpokale,
Man lebt und eilt, für ihn zu ſterben.

Doch Ruh' iſt in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht ſpüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verſchlucken ſtill vor ſeiner Türe.

O köſtlich iſt die ſtille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um ſeine Wohnung
Die Luſt von meinen Serenaden.

Er ſetzt in Noten ſich mein Ständchen,
Bewundernd ſingen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liebe tanzen.

Das Geſpenſt.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun iſt es trauriglich zerfallen,
Es ſchneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einſt mit dem Vater ſtritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erſchoſſen;
Da iſt des Alten Blut geſfloſſen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
 Hat keins das Blut nur aufgeschauert;
 Nun heißt's: bei Nacht auf Enten feuert
 Des Alten Geist durchs Fenster dort.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
 Von fern das Hemd des Geistes flattern,
 Hört in der Luft die Enten schnattern,
 Den Schuß — und kriecht ins Dämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
 Wie Lichter im Gemäuer brannten,
 Den wirren Lärm von Musikanten
 Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! lustig Klang's im alten Nest
 Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
 Die Räuber tanzen tollen Reigen,
 Der Hauptmann hält sein Hochzeitfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
 Dem Räubersmann und seinem Schatz
 Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glanz;
 Die Lust vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
 Den toten alten Grafen spielend,
 Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
 Durchs Fenster feuernd sein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
 Er spürt beherzt in diesen Tönen
 Das warme Blut von Erdensohnen;
 Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
 Spielt nun der Hirte gern vor allen,
 Er läßt die Entenflinte knallen,
 Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trug
 Im Dickicht finstrier Adelsbräuche;
 Nun dient er als Pandurenscheuche
 Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Burruf.

Die Keuschen, Sittigtrenge, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier ins Blutgedräng' gekommen;
Doch Helben sind die sogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
„Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
Er will es, daß sein Knecht hienieden leide.“

Laßt nur die Taumler ins Verderben rennen;
Ihr seht sie heut' frohlocken, morgen modern;
Wie Branntweintrunkne schmäählich selbstverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern.“

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römpler wird am Sakrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeinde,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römpler Weisheit, fromme Jager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Truzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangerringen;
Trat mancher drauf mit unverseh'nem Tritte
Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäu'er,
Des Glends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Sägung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Nkung!
Messias' Zorn! o komm, erschlag den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
 Wenn du nicht wiederkommst für unsre Mötten,
 Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
 Messias, daß du diesmal kommst zu töten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
 Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
 Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
 Sie krankt vom Opium in deinem Grabe.

Darum ans Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
 Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
 Wie's Vogelnest im Denz vom Baum zu pflücken,
 Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
 Mit eisigen Verstandes Hagelwettern;
 Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
 Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Die Frivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
 Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
 Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
 Sein altes Machtwort übers Volk der Toren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
 Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gefinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
 Ins Fleisch, in ihr verwesliches Ahyt.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
 Daß sich der Bliz besleckt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgären mit Sekreische
 Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
 Er wirft's in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Fronen schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Rüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallstränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'schen Blatte,
Daß eine Meze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brodblos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Notgewändlein, das im Neckartal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Schon war der Arme fast in Not verkommen,
Da hat die Meze sein sich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu teilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst, und wie sie geht zugrunde.

Kein Bannesblik kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmäbliche Unnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Zensor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Überufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Saie nicht zu schalten,
Und im Kontrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwätzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Taten.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urteil hinzulassen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;

Ewig schließt für ihn die Pforte;
 Weil er im bekannten Worte
 Nur sein täglich Brot erkennt,
 Ist's für ihn kein Sakrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
 Ist dein Gedicht, du mußt's extragen,
 Reibt sich an seinem schönsten Baume
 Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
 Ohnmächtige Tröpfe!
 Ich komme wieder und wieder,
 Und meine steigenden Bieder
 Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Rezensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
 Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
 Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
 Ich sah ihn führen spizige Lanzetten,
 Mit ecker Lust Skandale auszuweiden,
 Heliogabaleisch Formen kneten.
 Ich sah ihn Unrat sammeln in Retorten,
 Er sublimierte ihn zu scharfen Wizen,
 Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
 Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
 In jenen drüben kocht die Galle,
 Dein Feuer brachte sie doch alle
 In Wallung; gut, wenn es so bliebe!
 Doch gehst entgegen du dem Leide,
 Wo alles still wird um dich sein,

Wo du dein Leid für dich allein
 Aufspielen wirst auf einer Heide;
 Wo du nach einem Wetterschlage
 Sinausblickst von der trüben Fläche,
 Daß er auf dich herunterbreche,
 Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
 Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
 Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
 Plötzlich tanzt und feurig springt,
 Wenn ihm die Trompete klingt,
 Und davoneilt zur Standarte;
 Wie sich's stellt in Reih und Glied,
 Und das Bäuerlein im Bügel
 Fort muß mit verwirktem Zügel,
 Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
 Also trägt das deutsche Wort,
 Das von Meistern ward geritten,
 Als sie sich den Kranz ersritten,
 Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
 Jämmerliche Weltstatuten!
 Wenig Schlaf auf hartem Rissen,
 Wasser nur auf karge Bissen,
 In so schönen Frühlingstagen
 Mörderische Waffen tragen,
 Ohne Lust und Liebe springen,
 Wie des Drillmanns Worte klingen,
 Über Hecken, Bach und Graben,
 Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
 Stillstehn plötzlich ohne Auck;
 Und an mir vorbei mit allem Guten
 Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
 Dort am Brückennepomuk

Der Kürasß.

„Wollt Ihr nicht einen Kürasß kaufen,
Herr Husar! mein Herr Husar?
's ist doch besser im Kürasß raufen,
Als im schleißigen Tuch, nicht wahr?“

Dacht der Husar dem Judengauche:
„„Hast du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn sie mir kocht im Feuer der Schlacht?““

„Kauft den Kürasß! wie wär's doch schade
Um den schönen gewichsten Bart,
Wenn er um eine schlechte Parade
Noch so schwarz schon würde verscharrt!“

„„Jude, kennst du Husarenhiebe?
Säbel und Schild und Kürasß zugleich
Führt meine Faust; Jud, schiebe dich, schiebe,
Sonst verkostest du meinen Streich.““

Und der Husar den blanken Säbel
Kreuzend und kreisend ums Haupt sich schwingt,
Daß es wie ein eiserner Nebel
Vor den Augen des Juden springt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Kürasß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh, drei Feinde! bald sind sie hier.“

„„Ei, so komm,““ so ruft der Magyare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

„„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Kürasß werden!““
Und er gibt dem Rosse die Sporn.

Wild verzweifeln schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Koffe sinken,
Und der Jude blieb unverfehrt.

Sauft hinab vom schäumenden Hengste
Seht den Juden jetzt der Husar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„Keinen Küras mehr dem Husaren!“
Ruft der Husar und reitet davon;
Bitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud' die Dukaten schon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen haben dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen,
Denn ist der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch.
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer, vom Wind verlassen.
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohlgeschiecht,
Wenn er die Fahrt mit Müß vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel . . . weh! ein banger Schrei!
Den einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wut das Herz durchzüct.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
 Sein Schreck ist in der Wut verbrannt,
 Er springt ans Land und holt sein Messer
 Und stürzt zur Rache ins Gewässer;
 Die andern starren vom Gestade
 Ihm nach und flehen Gott um Gnade.

Wo bist? komm an! — er taucht und dreht
 Die Augen rings und schwimmt und späht
 Und sucht den grimmen Feind verwegen.
 Da schießt das Untier ihm entgegen,
 Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
 Und fletscht nach ihm das Mordgebiß.
 Doch denkt er nicht der eignen Sache,
 Nur Rache seinem Toten, Rache.
 Tief in des Meeres Einsamkeit
 Und Dämmerung beginnt der Streit,
 Wild, atemlos, still; wer bezwungen,
 Wird stiller nicht, als er gerungen;
 Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
 Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande stehn die andern harrend,
 Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
 Wohl manchen mahnt's: o spring hinein,
 Daß deinen Bruder nicht allein!
 Doch Schrecken hemmt die kühne Tat
 Und raunt ihm zu: es ist zu spat!
 Da sehn sie rot das Meer sich färben,
 Stets röter quillt's. — Wer mußte sterben?

Der Hai tat einen Schuß und Schnapp,
 Doch am Gebiß vorüber knapp
 Ist ihm der kühne Held geschwommen
 Und sucht bauchunter ihm zu kommen;
 Er weicht und schießt und taucht hinab
 Dicht unter seines Bruders Grab,
 Bohrt ein den Dolch bis an die Haft
 Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft.
 Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
 Wälzt seinen Leib das Ungeheuer
 Und wendet ihn, den wütend jachen,
 Dem Tapfern droht der offne Rachen,
 Darin vor grimmigem Erbittern

Und Mordbegier die Zähne zittern;
 Der Mann entglitt zum zweitenmal
 Und mordend wühlte der scharfe Stahl.
 Der Hai an ihm vorüberfinkt,
 Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt;
 Wie sterbend ihn das Auge mißt
 Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
 Erschöpft sein Leib zusammenbricht:
 Das Hurra jauchzt, das Siegesgeschrei:
 Der starke Held bezwang den Hai! —
 Da wirft sich der verwegne Fechter
 Ermüdet in den Ufersand
 Und schlägt ein helles Lustgelächter,
 Daß er das Untier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpen,
 Zwerghaft, bucklig, uralte, in Sumpfen.
 Seine abendbesonnte Herde
 Freut sich brüllend der üppigen Erde.
 Schauen sonst Tiere mit dunklem Leid
 Menschengestalt, hier sonder Neid
 Blicken die wohlgewachsenen Kinder
 Auf das unschönste der Menschenkinder;
 Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
 Mag die Herde den Hirten beschauen;
 Haben auch Kinder Phantasie,
 Ist sie doch so gewaltig nie,
 Nie von also plastischer Schärfe,
 Daß in des buckligen Unholde's Nähe
 Sich die trachtige Kuh versehe,
 Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
 Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
 Sie ans Herz sich endlich dürfen pressen,
 Würden sich zu küssen hier vergessen.

Der ſtille See.

Die Fellen rings bewahren den ſtillen dunkeln See,
 Und auf den Gipfeln ſchimmert der zarte Sommerschnee.
 Der ſtille See getreulich läßt jedes Blatt erſcheinen,
 Die Treue iſt zu ſchauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
 Den Wildbuſch, tauſend in der Schlucht,
 Der Bach beſchleunigt ſeine Flucht,
 Von Regenwolken großgefäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
 Nach Norden ſpricht ihn das Geſchnaub,
 Und unſtet irrt das dürre Laub
 Dem Waſſer und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbitzes Sterbgebot,
 Doch unglücklich iſt das Thal,
 Daß hin der holde Sommerſtrahl,
 Und alles grollt und ſchmäht den Tod.

Mit ſchwerem Kampf das Leben bricht,
 Der Baum, der Buſch, ſo todesmatt,
 Hält feufzend feſt am letzten Blatt;
 Wie gut der Tod, ſie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüſch heraus?
 Ein Knabe vor das Glöcklein ſchwingt,
 Das Sakrament ein Prieſter bringt
 Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ein ſeltſam iſt des Manns Geleit,
 Voran ihm ſchellt der Miniſtrant,
 Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
 Ihm eine Geiß, die mäckernd ſchreit.

Was will die Geiß vom Prieſter nur?
 Sie ſchreit ihn ſpöttiſch kläglich an,
 Als riefte ſie: gieb, frommer Mann,
 Die letzte Dlung der Natur!

Einem Wanderer in österreichischer Felsen Schlucht.

Durch einen schmalen Felsenriß
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der farge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir ins Tal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluff;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wanderer in der Schlucht zu künd'n,
Wie weithin Wetter sich verbünd'n.

Ein Heimatbruder!

Der Wanderer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungsblind
Dustend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel legte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
 Wie er tief das „Nie zurück!“ empfand! —
 Mich durchdrangen alle seine Leiden,
 Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
 Deiner Rippenrosen noch ein Kuß,
 Und wie Edens Vögel ihn umfungen,
 Kam dein Liebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
 Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich ent-
 rungen?

Ich ließ dich fahren mit verbiss'ner, doch wahrlich nicht geringer Wut.
 Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indes du's Hüttlein suchst
 erschrocken,

Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding,
 beruht?

Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den
 Rhein besuchend,

Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufenen Bingerflut!
 Als Egoist, da würd' ich sprechen: das Hüttlein schützt sie vor dem
 Stechen;

Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger tut.
 Ich leg' ans Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und
 Pickelhaube,

Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchbringer, gut.
 Doch bin ich keins davon und sage: Such überall herum und frage:
 Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem
 Fingerhut,

Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Einklang.

Um Mitternacht entstand dies Lied,
 Zwölfmal erklang das Glockenerz,
 Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
 Im dumpfen Strophensang
 Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
 Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
 An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
 Ist meine Lust; und heut' in müß'ger Stunde
 Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
 Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
 Dank mir's, so wirfst du doch nicht gleich vergessen,
 Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr wohl, fahr hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
 All deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte schließen — hören,
 Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören!

Jetzt nah und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
 Daß mein Gedächtnis, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reiterzmann des Weges noch ein Stück
 Nachbellend folgt der Hund und still dann kehrt zurück!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
 Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Fahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
 Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

Die ändern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
 Daß ich, was ändern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Büßchen Klage,
 O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
 Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankestränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
 Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen;
 Doch eiseru mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustocken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du getan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zer Schlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner Statt den Erdenwacheposten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann sein einhellig sich gebare
In deinem Segensspruch nicht fluchend weiterfahre,

Und nicht, wo du geflucht, ins Knie anbetend sinke,
Und nicht, was du verscheucht, zurück liebkosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkündet,

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasser Schlauche!

Bum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843.

Schnell ist die Tat dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernststen Auges Hornesgluten
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frebler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenlänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen
Mit seinen Heldenscharen, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen!

Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
 Das Völkerband vor seinem Todeschnitte!
 Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
 Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
 Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
 Beglückende — vernichtende Gebärde.
 Vom Königszittern schwanften rings die Thronen,
 Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
 Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
 Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
 Der Leopard Britannias ins Meer,
 Der Briten Stolz verwandle ich in Gram
 Und ihren Taumelkelch zur Tränenurne.
 Hispania liegt zu meinen Füßen zahm
 Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Rothurne
 Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
 Auf Bisbons Zinnen setz' ich meine Wäre,
 Und Deutschland!“ — Halt! bei Aspern mußt du fragen,
 Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen,
 Dort zeigt sich's bald in blutigen Gewittern,
 Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
 Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt echter,
 Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
 Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
 Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
 Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
 Doch eines schmückt ihn schön, was dir gebricht:
 In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
 Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
 Für sich die Welt gewaltig umzuroden.
 Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden,
 Mit Herzensangst, mit Schmach und Not beladen.
 Geharnischt ritten durch die bange Stadt
 Napoleons erlesne Kürassiere,
 Die Erde bebte vom Gestampf der Tiere,
 Der Schrecken sah an ihnen sich nicht satt.
 Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn,
 Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
 Fürchtbar dahin in blanker Eisenhale,
 Des Kaiserheeres tödlich bitt'rer Kern.

Und als fie kamen auf das Feld der Schlacht,
 Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
 Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
 Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
 Sie standen still, geschultert das Gewehr
 Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
 Der Reiterhof auch plötzlich stillestand,
 Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange.
 Ob nicht in dieser starren Männerwand
 Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfangen.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
 Wie kernhaft und lebendig diese Scharen,
 Denn Feuer! schallt's und Salvendonner schmettern
 Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
 Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
 Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
 Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
 Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
 Im wildesten Getümmel hier und dort,
 Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgebanken;
 Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
 Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
 Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
 Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
 Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
 Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
 Zehnmal gestürmt, verloren und genommen
 Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
 Man focht um einzelne Bäume, Mauern, Zäune,
 Den besten Helden aller Zeiten gleich,
 Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
 In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,
 Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,
 Im Dualme blitzt der Schüsse roter Schimmer,
 Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
 Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,
 Dem Vaterland zu brechen seine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
 Sie lauschten dem Verhängnis von den Mauern,
 Ob ferner die Kanonenschüsse grollen,
 Ob tröstend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es still; die Luft muß müde sein
 Vom tausendstimmig wilden Todeschrei'n;
 Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wacht,
 Ein Stöhnen, auf der Walfstatt ausgestoßen
 Von wundgeschlagenen Menschen oder Rossen,
 Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
 Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
 Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
 Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
 Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
 Stymphalisches Geflügel hat vernichtet.
 Er ist besiegt! ihn trägt in leichtem Rahn
 Die Donau rettend nach der Inselbucht,
 Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht,
 Zu Füßen liegt ihm sein zerbrochener Wahn.
 Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
 Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
 Da lücht die Fackel aus im Windeswehen,
 Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
 Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
 Er trug ihn eigenmächtig ans Gestade,
 Denn damals waren die Naturgewalten
 Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
 Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
 Der auch wie er den Degen in der Hand
 Und Gottes Geist im Haupt, fürs Vaterland
 Mit solchem Helden rang und es gerettet
 Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
 Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
 Der stolze Feind erheben seine Macht,
 Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
 Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
 Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
 „Er ist besiegbar!“ unvergeßlich allen,
 Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
 Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
 O Karl, es war dein schönster Helldentag!
 O Osterreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden ſeine Wehre;
 Und weiter ſchuf an ſeinem edlen Wilde
 Im ſtillen das Geſchick; der Schreck der Heere
 Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
 Für jeden, den er ſchlug auf rauher Bahn,
 Lebte einer, dem er freundlich wohlgetan.
 Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
 Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
 Und ſchauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
 Wie er ſein Heer geführt in Meifterzügen.

Ihm ward auch Gram zu ſeinem Theil gegeben
 Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
 Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
 Denn ſeine Seele hielt die Welt umſchloſſen,
 Die böſen Tropfen ſchwanden und zerfloſſen,
 Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
 Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
 Erblickt er ſeines Hauptes reichen Segen,
 Und wie ſein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
 Noch eh ſein Sterbliches dahingegangen.
 Wir ſind beglückt, daß wir ſein Heldenbild
 Nicht aus der Hand des Todes erſt empfangen.

Mit meinen Gedichten.

(Baden-Baden, im Sommer 1844.)

Mich ließ die Gunſt des Augenblickes,
 Ein flüchtig Lächeln des Geſchickes,
 Wie bis ins Herz du schön, erkennen;
 Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!
 Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
 Wenn ich vom Glück, das mir entſchwunden
 — So ſchnell wie du! — die heitern Kunden,
 Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
 Die ſingend mir das Herz zerriffen,
 In deinen lieben Händen wiſſen.

Sonne.

(In Ferdinand Hiller's Album. Frankfurt, 20. Juli 1844.)

Wenn ſeine Sonne hat das Licht,
 Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
 Wo iſt die Sonne für den Klang,
 Ein Meer ausſtrömend von Gefang?

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
 Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
 Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
 Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
 Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
 Noch als derselbe frische Bursche kommen,
 Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
 So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
 Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
 Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
 Und dessen Inhalt sichert auf den Grund,
 So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
 Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
 Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
 Das nie sich wiederfindet,
 Ist's gut in einen Strom zu sehn,
 Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
 Du wirst es leichter missen,
 Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
 Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
 Bis deine Tränen fallen,
 Und sieh durch ihren warmen Guß
 Die Flut hinunterwallen.

Sinträumend wird Vergessenheit
 Des Herzens Wunde schließen;
 Die Seele sieht mit ihrem Leid
 Sich selbst vorüberfließen.

Jugendgedichte. Polemiſches.

Abschied von Galizien.

(Nach dem Polniſchen des H. Woloꝝ von Antoniewicz.)

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Bindenbäume,
Die ihr ans ſtille Vaterhaus euch ſchmiegt!
Ihr ſeid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüſtern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einſt auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück ſeine Ruh',
Und kam er troſtlos dann zu euch zurücke,
So rauſchet ihr ihm Troſt und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen ſeid ihr Zeugen,
Von meinem raſchen, leichten Jugendſinn;
Nun ſäuſelt Wehmut mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend ſind dahin!

Sie ſind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abſchied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Taten und Gefahren,
Es gilt der Tyranei den Todesſtreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Daß einſt ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Bliß in der Gewitterschwüle,
Du Ritterſchwert, ſei des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geſchwister! mög' euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländ'iſchen Heldencharen!
Leb wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Tränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängſt den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß' ihn nicht!
Der Freiheit Ruf ſchlug nicht an ſeine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort, mit Silberhaaren,
 Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
 Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
 Kehrst du vom Grabe um und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
 Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
 Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
 Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
 Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
 Dies treue Herz, das bald wird stillestehen,
 Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut.“

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
 Den unsre Scharen decken, eilen wir!
 Der weiße Adler lüftet seine Flügel,
 Bald wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
 Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
 Hurra! ihr vaterländ'schen Helden scharen!
 Leb wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
 Und teile mit der Freiheit du mein Herz;
 Sie sei Gespielin dir in banger Stunden,
 Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
 Hurra! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
 Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
 Wild an die Pforten schon der Ewigkeit!

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
 In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
 Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
 Lied Philomelens

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
 Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
 Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
 Zauberflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe beider
 Traulichen Gemenges in einer Herde,
 Ihre Glöcklein ſtimmen ſo lieblich ein zu
 Frohen Akkorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhab'nem Thron,
 Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
 Denn ſchau vor ihm zurück ſtets weiter
 Weichen die Grenzen des Reichs und weiter.

Zum nahen Flug jezt lüftet der ſchnelle Tod
 Den Fittich, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
 Er rauscht heran — ſein ſtarker Flügel
 Fächelt vom Throne herab die Aſche. —

Dort ſingt ein Sänger hohe Begeiſterung:
 Die Welle horcht, Wald, Täler und Berge, ſelbſt
 Die Götter horchen, ſelig, und
 Sehnen vom hohen Olymp herab ſich. —

Du winkſt, o Tod; er ſchweigt: der erſtarren Hand
 Entſinkt die Feier; doch im Triumphe führt
 Die Ewigkeit ſein Lied davon, das
 Bürennd die Stärkere dir entriſſen.

An Seneca.

Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer;
 Dumpf brauſt der Waldſtrom, drängt an die Klippenwand
 Den Pfad, der mühsam durch Geſträuch und
 Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
 Der Felſenohn trotzt ſeiner Gewalt: nun ſtürzt
 Zornſchnaubend ſich der Rückgeworf'ne
 In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erſtorben ſind am Himmel die Dichter rings,
 Der Sturm entfacht auf ſeltne Momente nur
 Der Aſche des Gewölkes einen
 Funken, der ſpärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
 Sturm sich und Strom! Der Wanderer bebt und weilt
 Und zaget vorwärts, zu verschlingen
 Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt ins Heimatland sich die Seele dir!
 Wie suchst dein Aug', o Wanderer, den lieben Mond!
 Er bricht hervor dort und beleuchtet
 Freundlich dir, eile! des Tales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
 Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
 O Seneca, geleite freundlich
 Mich ins elyrische Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles schläft, und übers Gefild der Ruhe
 Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens
 Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
 Lampe des Mondes.

Sieh! den ernsten Zügen des Gotts entringet
 Holbes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
 In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
 Qualen vergessen.

Hüll in deinen Schatten mich tief, geliebte
 Binde, daß die kummergebleichte Wange
 Und die bange Träne fein holdes Lächeln
 Nimmer verscheuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüt', o Binde,
 Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
 Von Unsterblichkeit du behorchtest, und ein
 Sanftes Gefäusel

Durch dein mondver Silberes Laub uns Hoffnung
 In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
 Finden; — dreimal welkte der Halm am Grabe
 Meines Geliebten!

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand.
Die andre schwimmt auf Weinesslut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut
Und schleudert ihren Katapult
Ans kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirt, den Leib, gezehrt;
Bis jubilierend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verrauscht der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt wie süße Musik sänftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüten dahinscherzt,
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie teilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Vos, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.
Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung,
Blickt mir ins Auge so ernst und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! Ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
 Gaule nicht um meine Bahn!
 Deine Sterne sind gefallen,
 Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
 Seine Hand verwegen aus;
 Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
 In sein enges, kühles Haus.

Und ein andrer hat errungen,
 Was der erste nur gewollt;
 Hat die höchste Höh' erschwungen:
 Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
 Du sein Herz zum stolzen Plan,
 Da du schmeichelnd ihm verkündest
 Einen Weltteil untertan?!

Über Völkern klirrt die Kette,
 Da sein Schritt nach Osten stürmt;
 Bang ruft eins dem andern: rette!
 Von der Schreckensmacht umtürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängnis,
 Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
 Schleudert ihn ins Meergefängnis;
 Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
 Hebt der heiligen Natur
 Kühn ein Forscher ihre Schleier
 Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
 Ihm ein Mal der Ewigkeit,
 Entel seine Gruft bekränzen; —
 Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
 Das er nirgends finden soll,
 Kehrt ein andrer seine Blicke,
 Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
 Hält sie wonnevoll umstrickt;
 Doch der Liebe zarte Blüte
 Wird im Rausche bald zerknickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
 Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
 Weisest du mit Trosteslächeln
 Mir des Todes Nachtrevier!

An die medisierenden Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
 Ahmt die Wange seiner Rosen Blut,
 Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
 Wie das Herz des Frühlings mild und gut,
 Medisirt das Blümlein auf der Wiese,
 Seinem unverlornen Paradiese?
 Tun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
 Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
 Wonnicig rauschen und zusammenschauern?
 Gehet und lauscht und lernet euch bedauern!
 Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
 Und im frohen Jugendreigen
 Rauben liebestrunken Maienlüfte
 Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
 Aber keinen guten Namen.
 Medisirt nicht, junge Damen!

Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
 Da begann in ihrem Blütenkranze
 Erst geheim zu zischeln, klug und leise,
 Doch bald laut die Schlange: Medisance.
 Und sie rümpften ihre feine Nase,
 Ekel zuckte mancher Rosenmund,
 Weil ein Name, wacker und gesund,
 Von dem Biß der Schlange ward zum Nase.
 Ist der Name krank, so laßt den Kranken
 Ungeneckt an euch vorüberschwanken,
 Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
 Mit des Frauenmitleids weichem Öle;
 Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Kunde
 Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbst eurer Tage,
 Ist in jedem Mienenzug zu lesen
 Des Verwelkens untröstbare Klage,
 Daß ihr nimmer seid, was ihr gewesen:
 Dann, ihr Damen, lernt vom Herbst die Wehmut,
 Lernet die gedankenvolle Demut,
 Nehmet mit Bedacht
 Euer Grab in acht,
 Statt in anderer Fehlern schönöd zu kramen;
 Medisirt nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Vöglein unbewußt
 Über Guas-Upas' gift'gen See,
 Stürzt es schnell; die liebervolle Brust
 Ist verstummt in bittrem Todesweh.
 In dem Brodem eurer Kessel, Kannen,
 Flutet Guas-Upas: Tee, Kaffee,
 Und es zog kein Name heil von dannen,
 Dessen Flug verirrt an diesen See.
 Klang der arme Flattrer auch
 Erst im heimatlichen Strauch
 Wie das Lied des Vogels rein und gut,
 Stürzt er tot in eure braune Flut. —
 Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
 Noch vor einem hütet euch, ihr Damen:
 Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
 Diesem Schleicher, weichbefohlenen Diebe,
 Diesem Vampyr, der mit leisem Fächeln
 Dullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
 Wenn sie einnickt, aus den Adern ihr
 Saugt das Herzblut mit versthöln'ner Gier.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
 Im Gebirge schneit es;
 Ob der Schwarm in Tränen steh'
 Über all dein Breites,
 Uns wird kühl, langweilig, weh,
 Bringst du nichts Gescheites.

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
 Und Tränenkünstelei, so hast du recht;
 Doch hast du was von einem Henkerstknecht,
 Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeisterst.

Verfolge rüftig, wo du kannst, die Lügen;
 Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zumut,
 So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut
 Und zur Gesundheit nicht die Noheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
 Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
 Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar;
 Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt,
 Und im Wind gewaltig rummelt,
 Ob's zu Himmel wollte fliegen
 Und im Flug den Nar besiegen.

Und die träge Rinderherde,
 Schauend solche Fluggebärde,
 Und die Gänse auf der Wiese
 Glauben: 's ist ein Vogelrieße.

Wisset, Gänf' und Wiederfäuer,
 Guer Vogelungeheuer,
 Taumelnd dort am fernen Hügel,
 Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
 Schlagend, wenn die Winde streichen,
 Wenn sie rasten, stille passend,
 Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
 Ist ein Stein, ein glatter, runder;
 Grobes Korn ist feine Seele,
 Das er mahlt zu feinem Mehle.

Kompetenz.

Männer, welche eine Höh' erklimmen,
 Sind als Richter wert uns und willkommen;
 Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
 Sei's die Höhe doch des Forscheranges.
 Solchen steht es an, ein Wort zu reden
 Von des kühnen Wandrers Müh'n und Teden
 Mit Abgründen, Klippen, Eisflächen,
 Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
 Solche mögen auch mit Recht verspotten
 In der niedern Marsch die Böbelrotten.
 Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
 Atmet nicht behaglich bei den Unten.
 Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
 Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
 Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
 Ehrt den Mann, der hier nicht sank zer splittert.
 Aber alle andern sollen schweigen,
 Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
 Schweigen sollen sie und sollen lernen,
 Wie man näher wandeln mag den Sternen.
 Scheu mit seinem Urteil sich verschließe,
 Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
 Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
 Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
 Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
 Kindisch messend an die Geister drücken;
 Und indem ihr mit der Krücke schaltet
 Und den Stecken in die Rüste haltet,
 Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
 Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze,
 Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
 Hat euch umgeblasen unterdessen.
 Und es hinken weiter unsre Richter,
 Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
 Während hier und dort aus Iyrischen Sakern
 Ihre Vieder ihnen Märsche quaken.

Einem Forcierten.

Zu bestiegen deine schwere
 Ungelenkigkeit,
 Bist du tanzen in die Lehre
 Gangen zu Sankt Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanftweutelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nacharbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müß gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelsch-ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Kumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebraunten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg aufs Ohr dich, gönn dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeist' rung,
 Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
 Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleist' rung
 Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Guter Rat.

Willst du richten
 Unser Dichten,
 Ob's geflattert
 Und geschnattert,
 Ob's geschwungen
 Und gesungen,
 Wirg doch klüglich
 Unverzüglich
 Deinen Ungeschmack,
 Und verscharre
 Das Geschnarre:
 Deinen Dubelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
 Nimmst du dich noch aus erträglich,
 Hatteft manchmal ein Gedänklein;
 Doch als Dichter bist du klüglich!

Rezensenten sind fast alle
 Oberleichtindrüberhufcher,
 Und die dümmsten mit Gelalle
 Auch versifizierte Pfüfcher.

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
 Unter tausend Stümperängsten,
 Tief zu Esel auf die Reitbahn,
 Dröhnend von arab'schen Hengsten.

Hei! hei! hei! du krit'scher Bummeler,
 Zeige dich nun selbst als Reiter!
 Zeige dich als fecker Tummeler!
 Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst du's wiehern? hörst du's rufen?
 Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
 Stampfend möcht' er mit den Hufen
 In die Erde sich verbohren.

Und die Reiter nehmen's Kränzlein,
 Das du ihnen gabst zur Ehre,
 Und sie binden's an das Schwänzlein
 Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit den Vorbeerbauschen
 Peitscht der Esel sich die Flanken,
 Unter Spottgelächters Rauschen
 Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
 Hat der Wind davongetragen,
 Lachend denkt man nur der Thyris,
 Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
 Die du jüngst so scharf gescholten,
 Haben spottend jetzt vor allen
 Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
 Daß die Biers' im Halse stecken;
 Sie zernichten dir dein Richten!
 Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
 Immerhin zur Mühle gehen;
 Und als Schuster flieh die Sohlen
 Schlechtbeschlaguen Renommeen!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
 Als Rachen ist der Ruhm bereit,
 Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
 Zu tanzen überm Wellengrabe;

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
 Der Mut allein sei dein Gespann!

Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trocken der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schar,
So müßt ihr allesamt versinken.

Jugendgedichte. Gelegentliches.

Die Göttin des Glücks.

Was rauscht durch diese Pappeln? — Horchet, Brüder!
Als naht' ein Genius aus Himmelshöhn
Und senkte sich auf ihre Wipfel nieder,
So rauscht es durch den Hain mit leisem Wehn.

Welch Schimmer! Ha! mich faßt ein süßes Bangen!
Ein Mädchen seh' ich dort am Schattenrand
Mit güldnem Fittich, rosenroten Wangen,
Ihr Antlitz ist uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin ist's des Glücks! O Brüder, eilet
Und rafft ihn auf, den frohen Augenblick,
So lange noch ihr rascher Flügel weilet;
Denn die verlorne lehret nicht zurück!

Es kommt ein Tag, die frohe Lust verklinget,
Es zieht die Göttin fort im schnellen Flug;
Und diese Hand, die jetzt den Becher schwinget,
Hält bebend den betränten Aschenkrug.

Drum soll, so lang das Mädchen dort uns lächelt
Und manches andre noch, so lang der Wein
Noch schmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
Der eitle Gram von uns geächtet sein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
In euren Herzen! Und die Priesterin
Der Freude lebe hoch, die hier uns heute
An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
 Die Maid, die euch mit Küffen labt, sie lebe!
 Der Freund, der mit euch lacht und weint, er lebe!
 Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!

An einen Tyrannen.

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
 Vergossen hast, das rauchte vom Henkerbeil,
 Das, deinen Qualen zu entrinnen,
 Strömte dein Sklave mit eigener Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
 Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
 Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
 Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
 Hinüber in die Täler Elysiums,
 Willst überklettern du die Höh'n, dann
 Schleudren sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsehten Blick
 Ein Schneegebirg von Menschengebenen, hoch;
 Darüber bleich und unbeweglich
 Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg des Bluts,
 Herüberklinge deinem verlass'nen Ohr
 Das Wonneliied der Auserwählten,
 Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Rettengerassel dich
 Und Sterbgewinsel, das durch die Rüste klagt,
 Und heulend rolle dir die Windsbraut
 Schädellawinen vor deine Füße!

Der geldgierige Pfaffe.

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
 Mit Mummerei, Gebärd' und schlauem Segen
 Den Pöbel zum Sackkasten hinzulocken,
 Worin sich Höll' und Himmel bunt bewegen.

Derweil entzückt der Pöbel und erschrocken
 Uns Wunderloch nun tut das Auge legen,
 Umschleicht ihn der Pfaffe, aus den Taschen
 Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Erinnerung.

Erinnerungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
 Dein Laub ist welk, mein Leben ist es auch.
 Mein Herz durchziehen bange Wehmuthschauer,
 Wie dein Gezweig des Herbstes kühler Hauch.

Hier saßen wir in abendlicher Stille,
 Sanft behte über uns dein flüsternd Grün,
 Auf jenen Höh'n, die nun in Nebelhülle,
 Verweilte noch der Sonne letztes Glüh'n.

Wie selig hielt das Mädchen ich umfangen
 Und horchte ihrem leisen Liebeschwur;
 Und holder lachten uns die Blütenwangen
 Der aufgewachten göttlichen Natur.

Doch hatte kaum der Lenz die sanfte Seele
 Verhaucht und seine Blüten hingestreut,
 Kaum war verstummt im Hain die süße Kehle:
 War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
 Da liebend dir ein Herz entgegenschlug,
 Die andern schleichen hin in stiller Klage,
 Der toten Liebe finst'rer Zeichenzug.

Verlornes Glück.

Die Bäume rauschen hier noch immer,
 Doch find's dieselben Blätter nimmer,
 Wie einst in jener Sommernacht.
 Wohin, du rauhes Erdenwetter,
 Hast du die damals grünen Blätter,
 Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
 Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
 So schön und doch so treu und klar;
 Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,

Und ihre füßen Worte klangen:
„Dich werd' ich lieben immerdar“.

Je tiefer mit den Räuberkrallen
Der Tod ins Leben mir gefallen,
Je tiefer schloß ins Herz ich ein
Den Schatz der Lieb', dem Tode wehrend;
Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
Zulezt nicht auch den lezten Schrein?

Der Vogel auf dem Kreuz.

Dort auf dem Kirchofekreuz sang
Ein Vogel einsam; aber bald
Erhob er sich und schwang
Zurück sich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor,
Schallt nun sein Lied so frei und wild;
Kein Böglein noch verlor
Die Stimm' am lieben Kreuzesbild.

Während eines Gewitterregens.

(Ins Fremdenbuch des Gasthauses Wasnig bei Reichenau. 1836).

Der Himmel hadet voll Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den Müden, Armen
Herabgebeugt die Füße wusch.

Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Renne sich den Rothschildsbrunnen.

In ein Album.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säufeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,

So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüten schauern.

Impromptu.

O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus deiner frischen Waldbzisterne!

Impromptu in das Album einer Dame bei Durchwanderung eines Schloßkellers und Gartens.

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da weht das Leben aus die alten Scharten.

Charade.

(An Madame Bimmern, Heibelberg, 18. Juni 1882.)

Die ersten Silben nennen dir den Fluß,
Nach dessen schönem Strande
Aus fernem, fernem Lande
Ertönen wird mein sehnsuchtsvoller Gruß.

Die dritte bildet dir dein Haus im Leben
Und wird, bist du geschieden
Zum ewig stillen Frieden,
Auf deinem Hügel ehrend sich erheben.

Der Hauch der Letzten ist dem Herzen eigen,
Wenn ihm das Wort gebriecht,
Doch tief die Liebe spricht
In ihrer Sehnsucht selig bangem Schweigen.

Das Ganze zeigt ehrwürdiges Gemäuer
Vier alternder Ruinen
Mit schwesterlichen Mienen,
Die meiner Seele als Erinnerung teuer.

Freundschaft.

(Wien, 24. März 1887.)

Ein Bund, im Rosenzelt geflochten
Bei Sternklang und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüten pochten
Uns Herz und Nachtigallensang:

Der mag verschwinden und vergehen
 Mit seinen Venzgenossen bald,
 Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
 Verhallen, wie ein Lied verhallt!

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
 Hat Nachtigallen jung und neu,
 Das Herz berauscht die neue Liebe,
 Und nur die Sterne blieben treu.

Ein Bund, im Schlachtgefild geschlungen,
 Der stumme Feuerblicke tauscht,
 Von wildem Waffentanz umrungen
 Und rings von Heldentod umrauscht,

Ist schön; doch mit dem Kampfestosen
 Ein solcher Bund wohl auch verweht,
 Wenn weiter auch, als unter Rosen,
 Das Herz in Schlachten offen steht.

Der Bund allein wird lange dauern,
 Wenn froh in Gottes Angesicht
 Zwei Herzen aneinander schauern,
 Der überwährt das Sternenlicht.

Dorbei.

Sturm der Urwelt, habe Dank,
 Daß du, schleudernd Felsenklöße,
 Bauteft die granitne Bank,
 Drauf ich lagernd mich ergöße.

Unter mir in wilder Flucht
 Braust der Strom und stürzt von hinnen,
 Starrend in die enge Schlucht,
 Seh' ich's Leben frisch verrinnen.

Rasch hinab und nie zurück,
 Selbst die Sehnsucht nach dem Alten,
 Teure Schmerzen, schönes Glück,
 Leicht zerftiebende Gestalten.

Räm' ein Gott und schöpfte mir
 Einen Becher aus der Quelle,
 Sprache: „Trink, ich reiche dir
 Noch einmal die beste Welle!“

Sprach' ich: Nein, ich trinke nicht,
 Was vorüber, sei verloren;
 Was die Stunde bringt und bricht,
 Werde nicht zurückbeschworen.

Von dem Sturzbach, windverstreut,
 Tropfen mir ins Antlitz dringen;
 Will mir die Vergangenheit
 Meine Tränen wiederbringen?

Kausche, Zeit, vorbei, vorbei!
 Deine Opfer, hab' sie alle!
 Auch dein eigener Sterbeschrei
 Tönt mir in dem Wasserfalle.

Ev'gen Geist im flücht'gen Land
 Schau ich vom granitnen Blocke,
 Der mir selber an Bestand
 Gleicht, wie ihm die Aschenflocke.

An Wilhelmine Dilg.

Meinelieder kommen alle,
 Dich mit ihrem schönsten Schalle
 Innig dankend zu begrüßen,
 Auf die Stirne dich zu küssen.

Gruß und Kuß von allen Musen,
 Die beglückend mir den Busen
 Je gerührt zum Freudenschauer,
 Zum Gesange dunkler Trauer.

O, kein Ringlein ist so golden,
 Wie der Ring von meiner holden
 Treuen Mutter, längst im Grabel —
 Gruß und Kuß für deine Gabe.
